Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 97 (2018)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZS Zürcher Studierendenzeitung
11.05.2018 #3/18

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH
Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich
Post CH AG
AZB 8001 Zürich

Layla musste in Syrien alles aufgeben

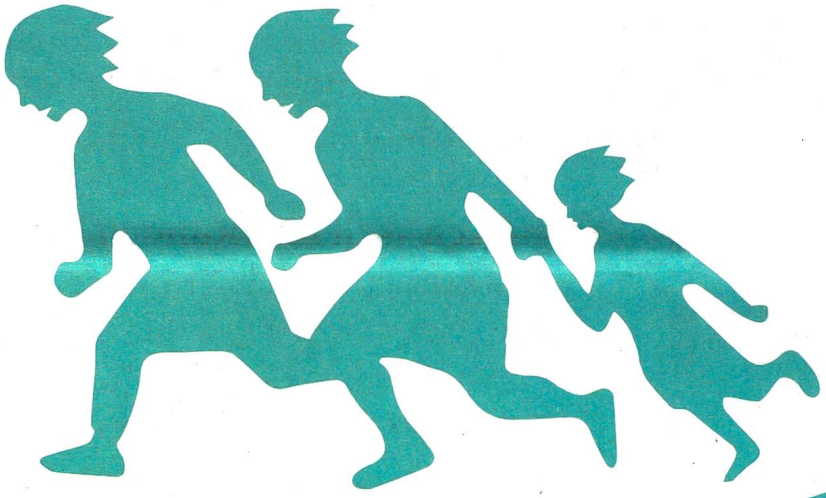
«Ich möchte wieder studieren»

Zu teuer
Das «Polykum» polarisiert

Unpolitisch
Alice Schwarzer macht Prosa

Veloweltstadt
Radrennen in Oerlikon

REFUGEES



WELCOME

News

4 Polykum polarisiert
Die Zeitung kostet den VSETH viel Geld

5 Beef ums Tofu
Studie untersucht Bio-Labels

5 Hochspezialisiert und gefragt
Wirtschaftschemie für blühende Zukunft

6 Angeklagte Akademie
In der Türkei werden Forschende verklagt

7 Brunchen in der Mensa
Samstags an der Uni

8 Algerien und Feminismus
Der Roman von Alice Schwarzer

Thema

15—16 «Es geht um Solidarität»
Gianni D'Amato erforscht Migration

17 Gestrandet auf Lesbos
Arlette packt in Griechenland an

18—19 Bereit für das, was kommt
Layla musste in Syrien alles zurücklassen

20—21 Autobombe auf dem Weg zur Uni
Gewalt gehört zum afghanischen Alltag

Kultur

22—23 Die grösste Samenbank
Ein Besuch im Botanischen Garten

24 Essen aus dem Abfall
Containerer holen, was andere entsorgen

28—30 Veloweltstadt Oerlikon
Die Offene Rennbahn ist legendär

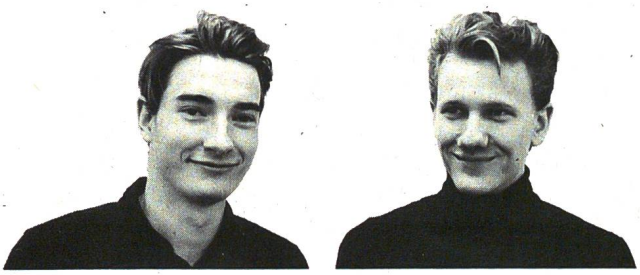
10 Proto-Prof 10 Impressum
11 Senf der Redaktion 25 Comic
26 Amore 26—27 Kulturspalten

Krampfen — Nicht nur das nahende Ende des Semesters hat uns dieses Mal zugesetzt, sondern auch die sich abzeichnenden Abgänge in der Redaktion. Zum ersten Mal verlässt uns ein Redakteur, der gleichzeitig mit uns beiden angefangen hat. Basil Noser hat viel gekrampft und mindestens so viele wunderschöne Helvetismen erfunden. Sein Sprachwitz wird der ZS fehlen. Auch Stephanie Meier hört auf diese Ausgabe hin auf. Mit ihrem Portrait über Layla, die aus Syrien geflohen ist und in der Schweiz studieren möchte (S. 18), beweist sie ein letztes Mal ihr Gespür dafür, sich in Menschen hineinzuversetzen und ihnen spannende Aussagen zu entlocken.

Oft nimmt man harte Arbeit aber gar nicht wahr: Zum Beispiel auf der Offenen Rennbahn in Oerlikon (S. 28). Im altehrwürdigen Velodrom drehten einst Radangefressene aus der ganzen Welt ihre Runden – bis die Waden sauer waren und sich Krämpfe in den Oberschenkeln bemerkbar machten.

Noch immer kommen Menschen von überall her in die Schweiz. Nicht des Radsports wegen, sondern in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Migration fordert uns heraus, obwohl es sie schon immer gegeben hat (S. 15). Es ist an uns, diese Herausforderung anzunehmen.

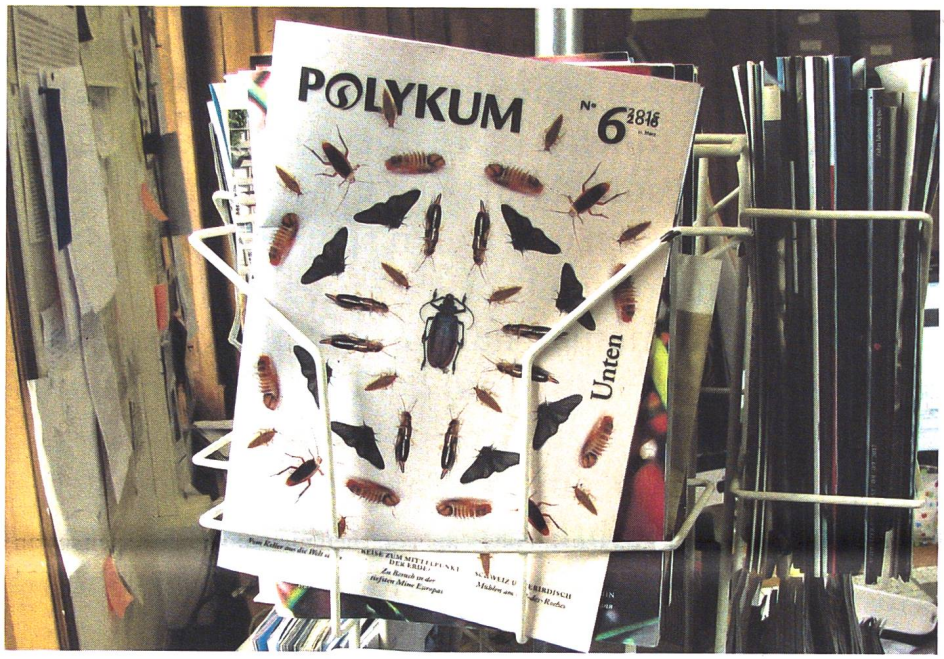
Für die Redaktion
Reto Heimann und Oliver Camenzind



Polykum polarisiert

Das Polykum, die Studierendenzeitung der ETH, verursacht jährliche Kosten im sechsstelligen Bereich. Doch wie lange wird der VSETH diese noch decken?

Reto Heimann (Text und Bild)



Das Polykum, die Studizeitung der ETH: Nicht alle sind zufrieden damit.

Das Polykum, die offizielle Studierendenzeitung der ETH, steht in der Kritik. Neunmal pro Jahr landet es in den Briefkästen aller VSETH-Mitglieder und damit auch in denen aller ETH-Studierenden. Das kostet Geld, viel Geld. Jahr für Jahr belaufen sich die Kosten, die die Produktion des Polykum verursacht, auf einen sechsstelligen Betrag. Diese Kosten werden vom VSETH getragen.

Arbeitsgruppe Polykum

Das passt nicht allen. Jedes Jahr kommt es innerhalb des Mitgliederrates, der grossen Legislative des VSETH, aufs Neue zu grossen Diskussionen, wenn es darum geht, das Budget zu verabschieden. Hauptpunkt der Diskussionen: das viele Geld, das für das Polykum budgetiert ist.

Um den fortwährenden Diskussionen künftig einen Riegel zu schieben, wurde im Herbst letzten Jahres eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die sich mit dem Polykum auseinandersetzen soll. «Die Arbeitsgruppe soll in erster Linie klären, wie die Kosten des Polykums verringert oder aber dessen Erträge gesteigert werden können», so Lukas Reichart, Präsident des VSETH. Sie solle ein Gefäss sein, in das sich alle VSETH-Mitglieder miteinbringen können. Reichart betont, dass sich das Polykum nicht in finanzieller Schräglage befinde: «Solange der VSETH keine finanziellen Probleme hat, hat auch das Polykum keine.» Wenn es nach ihm und dem Vorstand geht, wird der VSETH auch in Zukunft die Kosten des Polykums decken: «Das Polykum ist das offizielle Publikationsorgan des VSETH, mit welchem er alle Studierenden erreicht. Meines Erachtens muss einem das auch etwas wert sein.»

Unsichere Zukunft

Simon Miescher ist einer der in der Arbeitsgruppe Engagierten. «Von der Abschaffung des Polykums bis hin zur kompletten Beibehaltung des Status quo steht alles im Raum», sagt er. Dabei ziele die Hauptkritik der Arbeitsgruppe vor allem auf drei Punkte: Erstens würden die hohen Geldbeträge, die das Polykum an Verlust einfährt, keine sinnvolle Grössenordung für einen Studierendenverein oder dessen Zeitung darstellen. «Für Studierende ist das sehr viel Geld.» Zweitens würden viele Fachvereine an der ETH ihre eigenen Zeitungen herausgeben.

Im Gegensatz zum Polykum würden diese aber keine Verluste einfahren – sondern im Gegenteil Gewinn erzielen: «Sie sind für viele Fachvereine eine der Haupteinnahmequellen», so Miescher. Damit verbunden ist schliesslich der dritte Kritikpunkt: Im Gegensatz zu den Fachvereinszeitungen zahlt das Polykum Löhne aus. Eine Tatsache, die Miescher, der sich selbst im «Blitz», der Zeitung des Fachvereins für Maschinenbau und Elektrotechnik (amiv), engagiert, komplett gegen den Strich geht: «Es ist ungerechtfertigt, dass beim Polykum die Arbeit mit Geld honoriert wird, die andernorts komplett in freiwilligem Engagement entsteht.» Tatsächlich beschäftigt das Polykum zwei Angestellte, die sich zusammen eine 75%-Stelle teilen. Auch freie Mitarbeitende, die sporadisch Texte fürs Polykum schreiben, streichen einen Lohn ein: Pro Seite à 3000 Zeichen sind das gemäss Lukas Reichart 80 Franken.

Lösung im Herbst?

Im Herbst dann, wenn der Mitgliederrat des VSETH das Budget fürs kommende Geschäftsjahr verabschieden wird, sollen konkrete Lösungsvorschläge auf dem Tisch liegen. Wie diese aussehen werden, ist zurzeit noch unbekannt. Klar ist aber: Die Studierenden der ETH verweigern dem Polykum zumindest teilweise die Gefolgschaft. Affaire à suivre. ◊

Beef ums Tofu

Studie untersucht Bio- und Fairtrade-Labels.

Stephanie Caminada

Ein einheimisches Produkt ist nicht per se klimafreundlicher als eines aus Übersee. Dies hat eine kürzlich veröffentlichte Studie der Forschungsgruppe «Consumer Behavior» des Departements für Gesundheitswissenschaft und Technologie an der ETH Zürich ergeben. Die Studie untersucht, wie die Umweltfreundlichkeit von Lebensmitteln von der Sicht der Kundschaft wahrgenommen wird und welchen Einfluss Faktoren wie Öko-Labels oder bestimmte Faustregeln auf die Einschätzung haben.

Einheimische Produkte werden als am umweltfreundlichsten wahrgenommen. Das resultiert aus einer kognitiven Verbindung von sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit. Das heisst konkret, soziale Aspekte wie faire Löhne und gerechte Arbeitsbedingungen werden mit der lokalen Produktion von Lebensmitteln assoziiert. Mit zunehmender Distanz des Produktionslandes von der Schweiz nimmt die wahrgenommene soziale Nachhaltigkeit ab. Beachtenswert ist dabei, dass Konsumentinnen und Konsumenten anscheinend mangelhafte Vorstellungen von den Standards und der Bedeutung von Labels haben, denn sie trennen die Labels strikt. Ethische Aspekte und Fairtrade Beziehungen sind aber auch im Bio-Label enthalten, Fairtrade-Standards beziehen auch Umweltfragen ein. Ob beide oder nur ein Label die Verpackung zieren, macht also keinen so grossen Unterschied.

Um Fehleinschätzungen zu vermeiden, so die Forschungsgruppe, würden vollständigere Informationen auf der Packung einen Unterschied machen. Ob diese Fülle an Information dann gelesen wird, ist eine andere Frage. ◊

Lazzarini et al. (2018): Our own country is best: Factors influencing consumers sustainability perceptions of plant-based foods.

Hochspezialisiert und gefragt

Nur etwa 80 Leute studieren Wirtschaftschemie. Diesen winkt allerdings eine goldene Zukunft.

Noemi Ehrat

«Wenn einen Chemie nicht wirklich packt, wird es schwierig», gibt Andrea Brütsch zu. Er ist einer unter circa 80 Studierenden, die an der Universität Zürich in einem schweizweit einzigartigen Studiengang Wirtschaftschemie im Bachelor studieren. Im Master verringert sich die Zahl auf etwa 35 Studierende. «Dadurch, dass wir so wenige sind, kennen wir uns dafür alle», meint Brütsch. Gerade während langen Nachmittagen im Labor habe man genügend Zeit, sich kennenzulernen. Aber anspruchsvoll sei das Studium durchaus: Im zweiten Jahr verbringen die Wirtschaftschemikerinnen und -chemiker jeden Nachmittag von 14 bis 18 Uhr im Labor – da leuchtet es ein, dass es für solche mit mangelndem Interesse zäh wird.

Studierende der Wirtschaftschemie folgen einem strikten Plan, der etwa der Zusammensetzung des Hauptfaches Chemie mit Wirtschaft als Nebenfach entspricht. Das Studium ist dabei nur als Monofach wählbar. Auf Bachelor-Stufe werden keine eigenen «wirtschaftschemischen» Module angeboten, die Studierenden belegen Kurse gemeinsam mit den Chemie- und Wirtschaftsstudierenden. Doch die strikte Struktur der ersten zwei Studienjahre stört Brütsch nicht. «Natürlich freue ich mich auf mehr Wahlfreiheiten im Master. Aber durch die beschränkte Wahl im Bachelor wählt man später eher sinnvolle Fächer.»

Gut vernetzt

Die Masterarbeit wird in der Wirtschaftschemie, ähnlich wie in der Informatik, sehr nahe an der Wirtschaft geschrieben: Die neun Monate dauernde Forschungsarbeit wird in einem Unternehmen in Zusammenarbeit mit der Universität Zürich verfasst. Dass die Masterarbeit auf diese Weise verfasst wird, erstaunt nicht, ist der Studiengang doch generell relativ praxis- und wirtschaftsorientiert. «Chemiefirmen haben das Problem, dass sie entweder Chemikerinnen einstellen, die sie dann aber im wirtschaftlichen Bereich schulen müssen. Oder sie beschäftigen umgekehrt Ökonomen, denen dann allerdings das chemische Fachwissen fehlt», erklärt Brütsch. Genau diese Lücke soll der Studiengang Wirtschaftschemie füllen. Der Einstieg in den Arbeitsmarkt fällt Absolventinnen und Absolventen des Studiengangs somit vergleichsweise leicht. «Dass wir so wenige sind, hilft bestimmt», meint Brütsch, denn dadurch gebe es weniger Konkurrenz. Somit werden während der Masterarbeit nicht nur erste Arbeitserfahrungen gesammelt, sondern auch die späteren Jobaussichten gefördert, denn viele Studierende können bei der jeweiligen Firma bleiben. Die gute Vernetzung auch mit den Alumni ist demnach nützlich: «Dadurch findet man eher ein Praktikum bei einer Firma, bei der man später vielleicht die Masterarbeit schreiben kann», so Brütsch.

Chemie für Forschungsunbegeisterte

Während die Masterarbeit relativ berufsnah umgesetzt wird, können die Studierenden zwischen einer theoretischen Bachelorarbeit oder einer im Labor im Bereich Chemie oder aber einer spezifischeren wirtschaftschemischen wählen. Brütsch selbst bevorzugt den chemischen Teil des Studiums. «Die Wirtschaftsvorlesungen sind anonymer, und die Prüfungen fragen eher Auswendiggelerntes ab.» Er habe sich aber für diesen Studiengang und nicht etwa für Chemie entschieden, weil er sich keine Zukunft in der Forschung oder nur im Labor vorstellen könne. «Dank meinem Studium habe ich zwar das chemische Fachwissen, kann danach aber einen Bürojob machen.» ◊

Angeklagte Akademie

Forschende wollen sich in der Türkei für den Frieden einsetzen. Deswegen wird ihnen massenweise der Prozess gemacht.

Annina Mullis

Die weissen Tauben in der Türkei haben schwere Flügel.

Vor zwei Jahren herrschten im Südosten der Türkei kriegsähnliche Belagerungszustände. Betroffen waren Städte wie Cizre, Sırnak, Nusaybin oder auch einzelne Stadtteile wie Sur, das Altstadtviertel von Diyarbakır. Nach der Aufkündigung des Friedensprozesses mit der in der Türkei verbotenen PKK gingen die türkischen Sicherheitskräfte nicht nur unerbittlich gegen den mehrheitlich von Jugendlichen selbstorganisierten Widerstand, sondern gegen die kurdische Zivilbevölkerung im Allgemeinen vor. Sie verhängten tage- und wochenlange Ausgangssperren, beschossen Wohnviertel und setzten dabei schweres Geschütz ein und legten so gesamte Stadtteile in Schutt und Asche. Scharfschützen erschossen dabei gezielt Zivilistinnen und Zivilisten.

Für den Frieden

Vor diesem Hintergrund wurde im Januar 2016 unter dem Titel «Wir werden kein Teil dieses Verbrechens sein» eine Petition für Frieden lanciert. Diese unterzeichneten zunächst auch 1128 Akademiker und Akademikerinnen. Die Reaktion der türkischen Regierung fiel vehement aus: Zwischen September 2016 und April 2017 verloren rund 500 Akademikerinnen und Akademiker für den Frieden ihre Stelle, andere wurden faktisch zum Rücktritt gezwungen. Die Universitäten eröffneten Disziplinarverfahren, zudem entzogen die Sicherheitsbehörden suspendierten Dozierenden teilweise sogar die Reisepässe. Es kam zu Verhaftungen – viele Akademiker und Akademikerinnen für den Frieden stehen heute wegen «Terrorpropaganda» vor Gericht.

Von Petition zu Propaganda

Im Dezember 2017 begannen in Istanbul die ersten Gerichtsverfahren. Entgegen der Gewohnheit in der Türkei, Massenverfahren mit mehreren hundert Angeklagten zu führen, wurden gemäss Human Rights Watch im Dezember letzten Jahres 146 Akademikerinnen und Akademiker in Einzelverfahren angeklagt. Individuell sind die Verfahren trotzdem nicht, denn abgesehen vom Namen ist die Anklageschrift bei allen die gleiche. Angesichts der hohen Zahl an Personen, die die Petition ursprünglich unterschrieben haben, kommen immer wieder neue Verfahren hinzu – laut Angaben Betroffener ist die Zahl der Verfahren heute bis auf 263 angestiegen.

In fünf Fällen fällte die Justiz bereits ein Urteil – alle Angeklagten wurden für schuldig erklärt, in vier Fällen wurde die Verkündung der Strafe aber gestützt auf eine Regelung im türkischen Strafrecht bis zu einer allfälligen weiteren Verurteilung aufgeschoben. Die fünfte Person soll für 15 Monate ins Gefängnis.

Der Repression zum Trotz

Der Fall der Akademiker und Akademikerinnen für den Frieden zeigt: Politische Kritik führt in der Türkei heute schnell zu einem Terrorverfahren – im aktuellen Angriff auf die türkische Demokratie wird keine Stimme verschont, schreiben die Akademikerinnen und Akademiker für den Frieden auf ihrem Blog. Trotzdem: Die Friedensbewegung verstummt nicht. So haben etwa von der Universität Kocaeli Entlassene im September 2016 die «Kocaeli-Akademie der Solidarität» eröffnet. Sie setzen ihre Forsch- und Lehrtätigkeit, so gut es geht, fort und bieten wöchentlich öffentliche Seminare an. Zudem demonstrieren sie auch vor Gericht Solidarität, indem sie an Gerichtsterminen teilnehmen und damit ihre Kollegen und Kolleginnen unterstützen. ◊

Mehr Infos: www. afp.hypotheses.org

Brunchen in der Mensa

Die Mensa im Zentrum bekocht Studis nicht nur mittags und abends, sie veranstaltet auch Zmorge. Das lockt sogar am Samstag Gäste an die Universität.

Michael Stähli (Text) und Karina Gander (Bild)

Guten Appetit: Morgenessen in der Mensa.

Einmal im Monat kleidet sich die untere Mensa in pinke Tischmäntel, sodass brunchfreudige Studierende das Essen mal anders geniessen können. Die Atmosphäre ist samstags entspannter als normalerweise am Mittag unter der Woche. Ob es an den Dekorationen oder am Wochenende liegt, ist schwer zu sagen. Die Tische sind jedenfalls etwas freier als mittags unter der Woche, aber doch gut besetzt. Man sieht einige bekannte Gesichter und hört vermehrt Gespräche auf Englisch. Auch Familien mit ihren Kindern sind dabei, für die es extra eine Spielecke gibt. Ebenfalls entspannter sind die Gesichter der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Zürcher Frauenvereins (ZFV), die heute in einem etwas ruhigeren Tempo arbeiten dürfen.

Der Brunch

Am Eingang bezahlt man bar und bekommt ein blaues Band ums Handgelenk sowie einen Gutschein für ein Bier oder ein Glas Prosecco. Wer sich also am Brunch betrinken möchte, ist hier sicherlich falsch bedient. Weiter geht es dann zum eigentlichen Brunch, der grob umschrieben aus drei grossen Gängen besteht. Um den Magen feierlich einzustimmen, gibt es Frühstück mit allem, was das schweizerische Herz begehrt: Gipfeli, Konfitüre, süsses Gebäck, Birchermüesli und Aufschnitt. Als Hauptgang kann man mit einem klassischen amerikanischen Frühstück weiterfahren. Das ist dann aber schon die ganze Auswahl an warmen Speisen, ein sättigendes Mittagsmenu gibt es nicht.

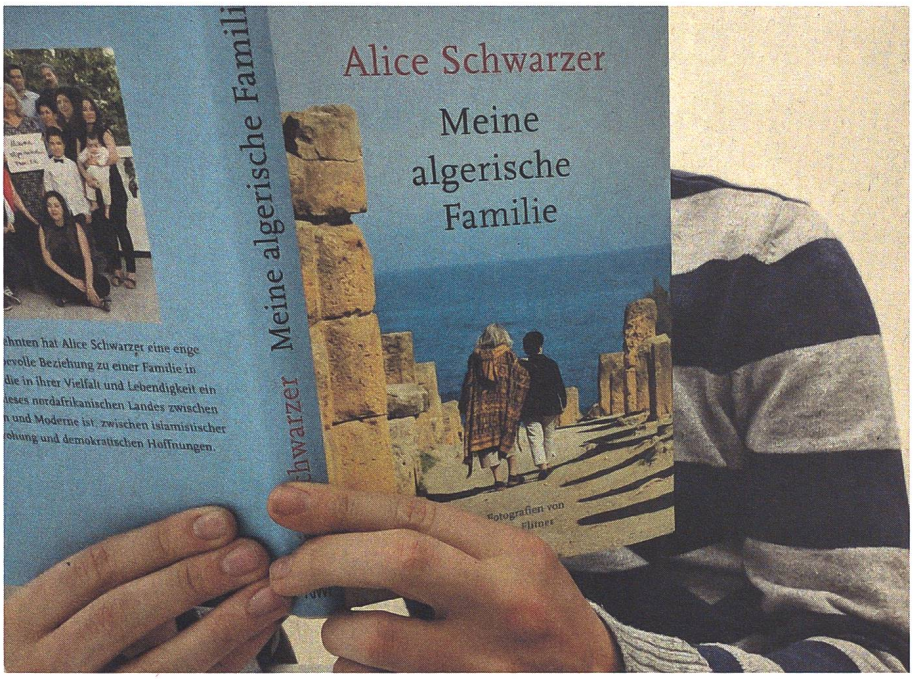
Die Gesundheitsbewussten können die fettigen Pancakes und den Speck noch mit dem bekannten Mensasalat abrunden, der auch unter der Woche im Buffet serviert wird. Leider lässt aber das mickrige Getränkesortiment zu wünschen übrig: Obwohl die Kaffeemaschinen ohne Beschränkung zur Verfügung stehen, gibt es daneben nur langweiligen Orangensaft. Beim letzten Gang, den zuckersüssen Desserts, ist die Auswahl trotz dem etwas künstlich schmeckenden Cremepudding wieder besser.

Probieren geht über Studieren

Es ist eigentlich eine gute Sache, dass der ZFV an der Universität einen Brunch anbietet. Aber auch wenn die Mensa schicker gekleidet ist und die Atmosphäre etwas entspannter wirkt, ist es doch nicht so spektakulär wie anfangs erhofft. In Wirklichkeit ist es nicht gross anders als unter der Woche und Ausbaupotenzial gibt es an jeder erdenklichen Ecke: Beim Buffet fehlen beispielsweise Informationsschilder, die einem erklären, was man sich überhaupt so in den hungrigen Mund steckt.

Aber in der Regel geht niemand wegen der Atmosphäre an einen Uni-Brunch, sondern vielmehr für ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis, das definitiv auch stimmt. Für die mässigen Kosten von 17 Franken – oder 19 ohne Legi – kann man sich den Bauch vollschlagen, trotz des nicht allzu grossen Angebots. Aber aufgepasst: Der Brunch in der Mensa ist nicht für die Feinschmecker und Gourmetspezialistinnen zu empfehlen, die wohl allgemein herzlich wenig von den kulinarischen Künsten des ZFV halten. Der Samstagmorgen an der Universität ist für diejenigen Menschen empfehlenswert, die auch sonst gerne in der Mensa essen.

Am 26. Mai findet der nächste Uni-Brunch statt, also legt die Lernmaterialien weg und schlemmt euch den Magen mit Konfitüre und Birchermüesli so richtig voll. Aber das Frühstück in der Mensa ist trotzdem nicht so speziell, dass sich ein monatlicher Besuch lohnt. ◊



Geschichte in Unterhaltungsliteratur: Alice Schwarzers neustes Werk.

Algerien und Feminismus

Alice Schwarzer hat ein neues Buch geschrieben. In Zürich hat sie «Meine algerische Familie» vorgestellt.

Anna Luna Frauchiger (Text)

Jonathan Progin (Bild)

«Stönd Sie au für d'Alice Schwarzer ah?», werde ich im Eingangsbereich des Kosmos gefragt. Tatsächlich scheinen alle gekommen zu sein, um die bekannteste Feministin Europas zu erleben. Die eigentliche Lesung aus ihrem neuen Algerien-Buch ist wohl nicht nur für mich Nebensache.

Alice Schwarzer, die Ikone

Sobald Alice Schwarzer zu sprechen beginnt, zieht sie die Zuhörerinnen in ihren Bann. In den Neunzigerjahren hat Schwarzer die junge algerische Journalistin Djamila nach Deutschland in Sicherheit gebracht und sie für einige Jahre beherbergt. Seither steht Schwarzer in engem Kontakt mit Djamilas algerischer Grossfamilie, die in der Hauptstadt Algier lebt. Schwarzer erzählt in ihrem Buch über ein Land, zerrissen zwischen Tradition und modernen Strömungen. Es geht um Kopftuchtragen und Instagram, Hochzeitsrituale und Bürgerkrieg. «Meine algerische Familie» ist persönlich, episodenreich und unterhaltsam: Schwarzer schreibt über ihren Fauxpas bei einer algerischen Hochzeit, nur ein Kleid dabei zu haben, während die andern Gäste mehrmals pro Abend das Outfit wechselten. Und langsam frage ich mich: Kommt da noch mehr?

Erst gegen Schluss stimmt Schwarzer das Publikum nachdenklich: Sie liest eine Passage vor, die den Protagonisten Ghanou von seinen Ängsten im Bürgerkrieg erzählen lässt. Die Lockerheit, welche Alice Schwarzers Auftritt so sympathisch macht, wirkt in manchen anderen Buchpassagen allerdings störend. Politik wird zum Randthema. Und irritierend unkritisch erzählt Schwarzer von konservativen Geschlechterrollen – etwa, wie sie den algerischen Gewohnheiten entsprechend erst nach dem Abendessen der Männer mit den Frauen in der Küche isst. Wo bleibt die Feministin?

Doch nicht altersmilde?

Dass sie mild geworden sei, wurde Alice Schwarzer in letzter Zeit vermehrt vorgehalten. Aber leise ist sie nicht an diesem Abend. Sie wettert gegen die heutigen «Jungfeministinnen». Von der Strömung des intersektionalen Feminismus, welche gerade im universitären Umfeld im Trend sei, hält sie wenig. Dieser wirft den Pionierinnen vor, sie hätten den Geschlechterkampf nicht im Kontext anderer Merkmale wie Klasse oder Herkunft betrachtet. «Dabei war das doch für unsere Generation Feministinnen eine Selbstverständlichkeit», kontert Schwarzer.

Auf die Frage, wieso sie denn kein feministisches und erst auf den zweiten Blick ein politisches Thema für ihr neues Buch gewählt habe, meint Schwarzer schmunzelnd: «Na, hören Sie mal! Ich beschäftige mich schon mit #MeToo, keine Angst.» Aber nebst der Tätigkeit als Verlegerin und Chefredakteurin des feministischen Magazins «EMMA» «erlaube ich mir zwischendurch mal ein Buch», so Schwarzer.

Algerien als Schlüsselnation

Mit «Meine algerische Familie» will sie das Interesse des europäischen Publikums für den nordafrikanischen Staat wecken. Denn Schwarzer sieht Algerien als Schlüsselland, das als einzige muslimische Nation nie mehr dem Islamismus verfallen werde. Dafür seien die Traumata aus dem Bürgerkrieg in den frühen Neunzigern zu gross. Dennoch beurteilt Schwarzer die politische Situation in Algerien als nach wie vor instabil. «Falls das Land bei den Wahlen 2019 ins Chaos kippt, kann das Konsequenzen für ganz Europa haben», erklärt sie, «aber wäre das Buch so politisch dahergekommen, würde niemand es lesen.» Rund 70 Jahre algerische Geschichte werden demnach in Unterhaltungsliteratur verpackt und an einer konkreten algerischen Mittelstandsfamilie gespiegelt. ◊

Milch ist ein Figurschmeichler, Schoggimilch ein idealer Recovery Drink.

Milch nach dem Training
Regeneration einfach gemacht

Milch als Regenerationsgetränk? Ja, natürlich. Für eine gute Erholung nach dem Sport sind Eiweiss, Wasser und Energie ausschlaggebend – alles Nährstoffe, die in Milch enthalten sind. Somit ist Milch ein natürliches und günstiges Erholungsgetränk. Und sie macht erst noch eine gute Figur.

Das Frühjahr und der Sommer sind für viele die sportliche Hochsaison. Egal ob man in der Einsteigerphase ist oder schon zu den ambitionierten Sportlern gehört: Neben dem Training ist die Erholung ein wichtiges Thema. Denn wer nach dem Training richtig isst und trinkt, ist für die nächste Sporteinheit besser vorbereitet und tut seiner Figur viel Gutes. Milch hat grosses Potenzial als Recovery Drink – der Geheimtipp ist Schoggimilch – und ist ein Figurschmeichler.

Milch punktet gleich dreimal

Wer Sport treibt, beschädigt seine Muskeln, verliert Flüssigkeit und Energie. Nach dem Training muss also repariert und aufgefüllt werden. Und hier kommt Milch beziehungsweise Schoggimilch zum Zug: Wurden in Untersuchungen Milch oder Schoggimilch mit anderen Sportgetränken verglichen, schnitten sie entweder gleich gut ab oder hatten die Nase sogar etwas weiter vorn. Kuhmilch kann locker mit den teuren Regenerationsgetränken mithalten und ist zudem noch 100% natürlich.

Ausschlaggebend für die Regeneration sind drei Faktoren: Muskeln reparieren, Flüssigkeit ersetzen, Energie auffüllen. Die Milcheiweissbestandteile Molke und Kasein reparieren die Muskeln und bauen sie wieder auf. Milch gibt dem Körper die verlorene Flüssigkeit zurück: Sie wird, im Vergleich zu Sportgetränken und Wasser, besser im Körper gespeichert und gleicht somit die im Training verlorene Flüssigkeit effektiver aus. Mit Schokoladenzusatz gibt Milch zudem neue Energie. Um den grösstmöglichen Effekt auf die Regeneration zu erzielen, sollte Schoggimilch unmittelbar nach dem Sport getrunken werden.

Kalzium und Eiweiss für eine gute Figur

Auch wer figurbewusst lebt oder die Figur noch für den Bikini respektive die Badehose fit trimmen möchte, kann von den guten Milcheigenschaften profitieren. Eine besondere Rolle spielt dabei das Kalzium, das den Fettaufbau sowie die -einlagerung hemmt und die Fettverbrennung ankurbelt. Zudem bindet Kalzium einen Teil des Nahrungsfetts im Darm, worauf es ungenutzt ausgeschieden wird. Unterstützend wirkt auch das Eiweiss, das gut und langanhaltend sättigt und zudem dafür sorgt, dass die Muskeln erhalten bleiben.

Schoggimilch als Sportgetränk?
Schoggimilch trägt nach dem Training optimal zur Regeneration bei.
Infos dazu gibt es im Blog-Video auf
stadtland.swissmilk.ch

Mehr erfahren?
Weitere Informationen und Tipps zur Sporternährung und Regeneration unter
swissmilk.ch/sport

Nach dem Sport Schoggimilch: Sie liefert neue Flüssigkeit und repariert die Muskeln, ausserdem gibt sie neue Energie.

Milch für eine gute Figur: Eiweiss sättigt, Kalzium mindert die Fetteinlagerung und kurbelt die Fettverbrennung an.

Täglich drei Portionen Milch und Milchprodukte: Sie sind nährstoffreich bei wenig Energie und tragen zum ausgewogenen Essen bei.

swissmilk

Hier erzählen Profs aus ihrer Studienzeit. Dieses Mal:

Andreas Thier, Prof für Rechtsgeschichte

Zum Wintersemester 1982 begann ich, an der Universität Tübingen Geschichte sowie Recht zu studieren. 1983 immatrikulierte ich mich zusätzlich für den Vollstudiengang Rechtswissenschaften. Im Sommer 1985 wechselte ich nach München, wo ich mit dem 1. Staatsexamen das juristische und das geschichtswissenschaftliche Studium mit dem Master abschloss. Ich habe die Entscheidung für das Doppelstudium nie bereut, denn die Kombination der Fächer hat mir viele neue Einsichten erschlossen.

Die Verschiedenheit der Fach- und Studienkulturen war faszinierend: Studierende der Rechtswissenschaften kleideten sich anders als Historikerinnen und Historiker, die «Cafeten» unterschieden sich deutlich voneinander, und auch die politischen Positionen waren vor allem in Tübingen nicht wirklich auf einer Linie. Das Wandern zwischen diesen Welten bildete lange ein Element meiner Identität, auch wenn es manchmal anstrengend war, vom Seminar in Geschichte auf die Vorlesung im Verwaltungsprozessrecht umzuschalten.

Sehr erleichtert wurden mir diese Übergänge durch die exzellenten Fachbibliotheken, die für mich immer der wichtigste Ort des Studiums waren. Gerade die ausgeprägte Vielfalt dieser Bibliothekskulturen vor allem in München ist mir bis heute unvergessen geblieben und gerade sie scheint mir auch heute besonders wichtig zu sein.

Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
96. Jahrgang
Ausgabe # 3/18
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Auszeichnung
Die ZS ist Gewinnerin des Pro Campus-Presse Award 2017 und damit die beste deutschsprachige Studierendenzeitung in Europa.

Inserate
Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Inserateschluss # 4/18: 07.09.2018

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 4/18: 07.06.2018

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Noemi Ehrat, Karina Gander [gan] (Bildredaktion), Adelina Gashi, Reto Heimann [her], Stephanie Meier, Basil Noser, Jonathan Progin, Kevin Solioz

Mitarbeit
Moritz Burrichter, Stephanie Caminada, Annina Mullis, Michael Stähli

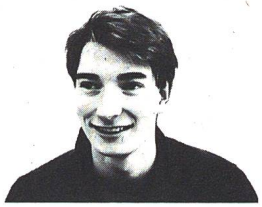
Bilder und Illustrationen
Oliver Camenzind, Karina Gander, Reto Heimann, Jonathan Progin, André Krysl, Maximilian Lederer, Peter Mettler, Kevin Solioz (Comic)

Aufschlagseite: Oliver Camenzind

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong #3/18
Ivan Rebroff – Kosaken müssen reiten

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C007321



Heimann

Sandra

Danke — Auf dieser Seite versammeln sich die Wichtigtuerinnen und Prahlhanse, diejenigen mit den starken Meinungen und den grossen Mundwerken. Nicht alle bei der ZS sind so: zum Beispiel Sandra Ujpétery, unsere Lektorin. Jede Ausgabe der ZS durchforstet sie nach Fehlern – und korrigiert sie stillschweigend. Seit 2010 macht sie das, ohne die Aufmerksamkeit zu bekommen, die ihr dafür zustünde. Danke Sandra!

wwww.auftragskillerin.ch

Ehrat

Privilegiert

Sonderrechte — Bald kommt wieder die Zeit, in der alle in jegliche Ecken der Welt reisen. Auch ich gehöre dazu. Für viele ist der Weg in ein anderes Land aber keine Wahl, sondern der einzige Ausweg. Während ich den Alltagstrott für ein paar Monate hinter mir lasse, bedeutet für andere der Grenzübertritt vielfach nicht nur eine Reise ins Ungewisse, sondern auch eine Trennung von Bekannten und Verwandten auf ungewisse Zeit. Vergessen wir nicht: Privilegien sind willkürlich.

Gander

Summer is coming

Party — Der warme Wind spielt mit meinen Haaren. Der süsse Geruch der Blumen erfüllt meine Nase. Spätestens jetzt ist es klar, der Sommer steht vor der Tür! Und wenn die Tage länger werden, werden die Nächte kürzer. Die ganze Stadt wird plötzlich lebendig. Ob Konzert im Hinterhof, Rave in der Badi oder Grillparty auf dem Balkon, für alle ist was dabei. Ich kann es kaum erwarten, mich in die Nacht hineinzustürzen und zu feiern, bis die Wolken wieder lila sind.

Meier

Genug ist genug

Bye-bye — Nein, nicht genug von der ZS, aber genug von der Uni Zürich habe ich. Nicht, dass ich hier nicht eine unglaublich gute Zeit gehabt hätte, aber da draussen gibt es noch so viel anderes zu sehen. ZSler und ZSlerinnen, es war schön bei euch, ihr werdet mir fehlen. Deshalb sage ich nun nicht nur Ade Merci, sondern auch auf WIEDERsehen!

Gashi

Villa Patumbah

Fernweh — Unweit des Botanischen Gartens in Zürich steht ein Haus, das aussieht, als wäre es aus Rom oder Nizza hierher verpflanzt worden. Mit filigranen Wandmalereien, bunten Mosaikböden und einem romantischen Pavillon im Magnolienbaumgarten. Die Rede ist von der Villa Patumbah, was Mailaiisch ist für «ersehntes Land». Und obwohl sie das Heimatschutzmuseum beherbergt, ist die Villa Patumbah auch ein Ort, um das Fernweh zu stillen.

Noser

Zucker

Bhüeti — Den Senf zu schreiben, war immer das Zückerli. Nun, da es mein letzter ist, kullert eine salzige Träne in meinen Mundwinkel. Den Kitsch konntest du mir nicht nehmen, liebe ZS. Mein Herz darfst du behalten.

Progin

Oh, du Kilbi

Festival — Endlich wieder Bad Bonn Kilbi! Das kleine Festival abseits von Düdingen und gleich neben Freiburg besticht immer wieder mit einer fantastischen Musikauswahl. Dieses Jahr spielen zum Beispiel John Maus, Khruangbin oder Midnight Sister. Die Kilbi ist ein Fest für jeden Feinhörer und jede Tonverliebte. Die Atmosphäre ist königlich unkonventionell, die Leute sind extravagant spiessig und die Konzerte verrückt gut. Tickets hat es nur für wenige Schnelle, dafür Platz und Liebe für alle.

Solioz

Homo sapiens

Intelligenz —Ich sass in der S-Bahn neben dem Mülleimer. Dieser war nur für Papier vorgesehen, deshalb war die Öffnung nur ein Schlitz. Muss die Öffnung diese Form haben? Würde es nicht reichen, zu schreiben «Nur Papier»? Die Antwort: In dieser länglichen Öffnung steckte eine Cola-Dose fest. Und wie ich da sitze und mich darüber wundere, kommt tatsächlich einer daher und versucht, NOCH,eine Cola-Dose durch den Schlitz zu drücken – natürlich vergebens.

Camenzind

Unterwegs

Schöne Ferien — Ich trinke Bier in Seldwyla und lasse mir vom Friedhofsgärtner in Schilten Holunderschnaps geben. Er mag es nicht, wenn ich ihm widerspreche, und bringt mich mit Alkohol zum Schweigen. In Nimikon treffe ich meinen Namensvetter, der mich auf sein Ruderboot mitnimmt. Sagt mir nicht, das sei unmöglich. Denn alle diese Orte gibt es. Ausflüge vermittelt mein liebstes Reisebüro:

Buchhandlung im Volkshaus, Stauffacherstrasse 60

Kabul, Damaskus, Lesbos und Zürich

Migration — Hunderttausende Menschen verlassen jedes Jahr ihr Land, um ihr Leben zu retten. Doch an den Orten, wo ihre Chancen auf ein Leben in Frieden besser stehen, sind sie nicht willkommen. Dort halten Debatten über Verteilschlüssel und Kontingente die Öffentlichkeit in Atem. Angst macht sich breit, die jedoch bald in Hass umschlägt. Populistische Parteien fordern vermehrte Ausschaffungen, was die Menschenrechtskonvention zum Glück meistens verhindert. Die zuständigen Institutionen sind masslos überfordert, und zynische Medien beschwören die «Flüchtlingskrise» herauf. Was jetzt?

Migration ist keine Wetterlage, die irgendwann wieder vorüberzieht. Die Menschen sind da und werden hier bleiben. Damit müssen wir leben. Und – damit können wir leben. Was wir hochhalten müssen, ist Solidarität mit unseren Mitmenschen. Ein erster Schritt in diese Richtung ist das Gespräch. Indem wir einander zuhören, erreichen wir schon viel.

Genau das haben wir getan. Wir haben uns mit Menschen getroffen, damit sie uns ihre eigenen Erfahrungen mit Migration erzählen können. Denn wir haben das Privilieg, dass wir selber keine solchen Erfahrungen machen mussten.

[cam]

Gianni D'Amato, Professor für Migrationsgeschichte

«Es geht um Solidarität»

Gianni D'Amato erforscht Mobilität und Migration. Ein Interview über Marktwirtschaft und das Europa der Zukunft.

Oliver Camenzind (Interview)

Von «Migration» und «Flucht» ist beinahe täglich die Rede. Aber wie sind diese Begriffe zu trennen?
Grundsätzlich bedeutet Migration, dass eine Person von einem Land in ein anderes übersiedelt und sich dort dauerhaft aufhält. Das trifft beispielsweise auch auf Studierende zu, die ihren Master an einer anderen Universität machen. Flucht ist insofern als Sonderform von Migration zu verstehen, als sie immer unter einer bestimmten Form von Zwang geschieht. Dieser Zwang kann etwa dann entstehen, wenn einem Menschen Gewalt droht.

Was wir in den letzten Jahren erlebt haben, ist also gar nichts Neues?
Nein, absolut nicht. Neu sind vor allem die aktuellen Konfliktregionen, aus denen diese Menschen nach Europa kommen. Anders als während dem Kalten Krieg sind diese Konflikte weiter entfernt und schwerer in Freund-Feind Schemen einzuordnen.

Warum treibt das Thema die Gesellschaft so um?
Das hat mit den Schutzrechten des Flüchtlingsstatus zu tun. Staaten, die Schutz gewähren, müssen überprüfen, ob Menschen gemäss der Genfer Flüchtlingskonvention Anrecht auf Asyl haben, weil sie aufgrund bestimmter Eigenschaften verfolgt werden. Daneben gibt es andere Motive der Flucht, die auch mit bedrohlichen Situationen zu tun haben können. Nebst der rechtlichen gibt es aber auch eine gesellschaftliche Erörterung: Mit wem sind wir solidarisch und mit wem nicht? Diese Auseinandersetzung ist nicht immer schön und hat mit dem Selbstbild einer Gesellschaft zu tun: wie exklusiv wollen wir sein, wer verdient unsere Hilfe?

Und schon haben wir die politisierte Debatte.
Genau, das seit 1995 gültige Dubliner Abkommen hat die Debatte letztlich weiter politisiert. Laut diesem Abkommen sind die Erstaufnahmeländer für die Überprüfung der Asylanträge und den Aufenthalt zuständig, sprich: die Mittelmeeranrainer im Süden der EU. Italien hat sich seit einigen Jahren für die mangelnde Solidarität revanchiert, indem das Abkommen kalt boykottiert worden ist. Im Anschluss daran hat der Norden sich über die mangelnde Vertragstreue Italiens beklagt. So ist das System 2015 implodiert und wird nun wieder in Gang gesetzt. Wir dürfen nicht vergessen, dass Solidarität zwischen Menschen wie auch Staaten Geld kostet. Und das hat auch eine innenpolitische Komponente, die immer entscheidender wird.

Wie bewerten Sie die Situation in der Schweiz?
Die Schweiz hatte in den letzten Jahren eine relativ hohe Asyl- und Schutzquote. Im Vergleich etwa zu Deutschland ist es der Schweiz auch ziemlich gut gelungen, die Menschen rasch in die bestehenden Infrastrukturen zu integrieren.

Wegen der «Masseneinwanderungsinitiative»?
Diese Initiative hat sich eigentlich weniger gegen Geflüchtete gerichtet als gegen die EU. Die SVP wollte den Inländervorrang wieder einführen und die Zulassungen den Bedürfnissen der Wirtschaft anpassen. Letztlich sollte die privilegierte Gleichstellung von EU-Bürgern in Frage gestellt werden. Diese Debatte um die Beschränkung von Privilegien findet zur Zeit auch im Vereinigten Königreich statt.

Wie meinen Sie das?
In einer zunehmend globalisierten Welt kommt das Narrativ des autonomen Nationalstaates, der allein über seine Grenzen bestimmt, an sein äusserstes Limit. Europa wird sich Gedanken machen müssen, wie der Sozialstaat der Zukunft aussehen und organisiert sein soll, so dass er Erfordernissen des Schutzes vor Risiken und den Anforderungen des Marktes und der Mobilität gerecht wird. Wenn Grossbritannien da nicht mehr mitmacht, ist das verkraftbar. Sollten allerdings weitere Länder einen ähnlichen Weg einschlagen, droht das Unternehmen EU zu scheitern.

Heisst das eine Aufweichung des Nationalstaates?
Nein, das glaube ich nicht. Auch künftige Formen der Vergemeinschaftung werden ohne den Nationalstaat nicht zu bewerkstelligen sein. Ich würde sogar sagen, dass der Nationalstaat weiterhin eine zentrale Rolle spielen wird. Aber einzelne Institutionen, die alle Staaten für sich geschaffen haben, werden umgestaltet werden müssen. Je enger Europa zusammenrückt, desto mehr müssen Nationalstaaten Konvergenzen suchen, die ihre Bevölkerungen tragen. Das ist im Moment sicherlich noch nicht befriedigend gelöst.

Wir reden über Migration, dabei geht es um den Markt. Geht da der Mensch nicht verloren?
Natürlich geht es bei Migration primär um Menschen. Aber auch in Destinationsländern leben Menschen. Und wenn etwa die Schweiz entscheiden würde, alle Geflüchteten in Genf unterzubringen, würde man sich in Genf zu Recht fragen, warum der Thurgau nichts zur Bewältigung dieser Herausforderung beiträgt. Also brauchen wir Verfahren, die sicherstellen, dass ein Mindestmass an Solidarität eingehalten wird. Und diese Verfahren erfordern nun einmal sehr viel Abstimmung, auch wenn nicht alles gesteuert werden kann.

Für die Einzelnen bedeutet das, dass erst einmal ein paar Jahre lang überhaupt nichts passiert.
Es gibt vermehrt Stimmen, die fordern, dass Eingewanderte schneller auf den Arbeitsmarkt kommen. Das würde ich als sehr wichtigen Paradigmenwechsel bezeichnen. Allerdings gestaltet sich die Umsetzung als ziemlich anspruchsvoll. Die Staaten legen Bedingungen fest, die für eine Aufnahme der Menschen erfüllt sein müssen. Aber die Arbeitsmärkte funktionieren nach eigenen Regeln. Kanada hat beispielsweise lange Zeit die Einwanderung mit einem Punktesystem geregelt, in der hohe formelle Qualifikationen die Chancen zur Einwanderung erhöhten. Das führte aber mitunter dazu, dass Kanada die höchste Dichte an Medizinern gehabt hat, die als Taxifahrer arbeiten mussten. Denn liberale Einwanderungskriterien ändern nicht unbedingt die Zulassungskriterien zu einer Profession, die sehr wohl eine Logik der Qualitätssicherung haben können, aber vielfach ausschliessend wirken.

Migration als verpasste Chance der Ankunftsländer?
Unsere Vorstellungen von Liberalismus sind widersprüchlich. Wenn es um die Anerkennung von Qualifikationen geht, finden sie immer Gruppen, die ein Interesse daran haben, den hiesigen Arbeitsmarkt vor Konkurrenz zu bewahren.

Könnte man sagen, dass Migration vor allem eine innenpolitische Herausforderung ist?
Ich sehe die Herausforderung auf drei Ebenen. Gesellschaften müssen innenpolitisch den Konsens zur Diversität herstellen. National verfasste Staaten stehen in einer zusehends globalisierten Welt immer weniger für sich. Sie müssen mit ihren Nachbarländern interagieren und letztlich auch in Fragen der Migration miteinander einen Konsens finden, der nicht ein „race to the bottom" ist. Das ist die zweite Ebene. Und dann gibt es noch die globale Ebene. Das Ziel muss sein, für alle drei Ebenen Solidarität herzustellen.

Wie können wir als Einzelne mit Migration umgehen?
Wichtig ist, dass wir im Umgang miteinander einen Kompass haben. Dieser ergibt sich beispielsweise durch unsere Verfassung. Sie regelt die Voraussetzungen für eine friedliche Koexistenz, sie ist die «Bibel der Bürgerinnen und Bürger». «Shared Citizenship» muss von allen ausgeübt werden und benötigt echte Begegnungen, die nicht immer frei von Streit und Dissens sein werden. Mit anderen Worten: Konflikte gehen über die Migrations- oder Flüchtlingsthematik hinaus und sind Teil des Integrationsprozesses jeder Gesellschaft. Sie sind ein existenzieller Bestandteil von Demokratien, da es in komplexen Gesellschaften keine Patentlösungen gibt. Und wenn langwierige Streitigkeiten einen positiven Ausgang nehmen, gehen Verfassung und Demokratie gestärkt aus ihnen hervor.

Prof. Gianni D'Amato forscht an der Universität Neuchâtel zu Migration und nationalen Identitäten und er ist Direktor des nationalen Kompetenzzentrums für Mobilität und Migration.

Gestrandet auf Lesbos

Als Arlette Griechenland erreicht, möchte die Studentin nicht lange zusehen, sondern helfen.

Karina Gander

Es war eine spontane Entscheidung. Während ihres Austauschsemesters in Ägypten wurde Arlette Zwahlen, Studentin der Islam- und Politikwissenschaften, auf die holländische Organisation «Boatrefugees» aufmerksam. Diese sucht ständig freiwillige Helferinnen und Helfer für ihre Einsätze in Griechenland. Es dauerte nicht lange, bis Arlette fest entschlossen war, nach Lesbos zu gehen, um zu helfen.

Kurzer Einsatz, prägende Zeit

Familie und Freundeskreis waren zunächst sehr skeptisch. Was würde eine junge Studentin ohne jegliche Erfahrung an einem solchen Ort erwarten? Selbst Arlette war kurz vor ihrer Abreise zunächst etwas verunsichert, wie sie wohl mit der Situation vor Ort umgehen würde. Auf die Frage, ob sie schon immer so einen Einsatz machen wollte, antwortet sie aber mit klarem «Ja!». Die meisten Organisationen erwarteten jedoch längere Einsatzbereitschaft und setzten Erfahrung voraus. Nicht so «Boatrefugees»: Erfahrung ist keine Voraussetzung, und die Dauer des Einsatzes kann man ebenfalls selbst bestimmen. Somit meldete sich Arlette via Facebook bei der Organisation als Helferin. Den Flug und die Verpflegung vor Ort musste sie selbst finanzieren, die Unterkunft wird von der Organisation zur Verfügung gestellt.

> Die Menschen haben alles hinter sich gelassen.

Ihr Einsatz dauerte insgesamt zehn Tage – kurz, aber sehr prägend. Der Arbeitstag fängt meist um 7 Uhr morgens an. Die Zeiten sind gleitend, denn manchmal kommen fast keine Boote an und dann plötzlich mehrere gleichzeitig bis spät in die Nacht.

Studentin unter medizinischem Fachpersonal

Die Helferinnen und Helfer sind in drei Gruppen aufgeteilt und decken einen 12 km langen Strandabschnitt ab. Im Schnitt sind es wohl um die 20 – 30 Boote am Tag mit je 40 – 50 Leuten drin, die allein an diesem Abschnitt ankommen. Direkt am Strand werden Essen und trockene Kleider verteilt und erste Hilfe geleistet. Die zweite Gruppe patrouilliert am Strand, hält mit Feldstechern Ausschau nach Booten und ortet, wo sie ankommen werden. Die dritte Gruppe fährt die schwangeren Frauen, Kinder und Verletzte zwischen Camps und Spital hin und her.

Arlette war die einzige Studentin und somit die mit Abstand Jüngste in ihrem Team. Sonst sind viele Ärzte und Hebammen oder Leute, die im Bereich der Migration oder in einem Hilfswerk tätig sind, dabei. Der Einsatz wird ausschliesslich durch freiwillige Spenden finanziert.

Die Arbeit am Strand ist alles andere als einfach, doch es gibt auch schöne Momente. «Das blinde Vertrauen und die unglaubliche Dankbarkeit der Menschen, die alles verloren haben, waren überwältigend» – so Arlette. Die anfängliche Skepsis war schnell verflogen. Die Arbeit auf Lesbos war erfüllend. «Es ist ein krasses Gefühl, dass alles was du machst, einen Sinn hat und du jemandem dabei aktiv helfen kannst», fährt sie fort.

Nicht unproblematisch

Der herzliche Empfang durch die Helferinnen und Helfer und die Hilfsbereitschaft könnten aber ein verzerrtes Bild der Realität vermitteln. Denn mit der Ankunft der Flüchtenden in Griechenland ist deren Reise noch lange nicht zu Ende und sie haben noch einige Hindernisse auf dem Weg nach Europa vor sich.

Als Arlette zurück in die Schweiz kam, war das Interesse ihres Freundeskreises und ihrer Familie an ihrem Einsatz gross. «Man merkt, dass viele Fragen und Unklarheiten da sind.» Die zahlreichen Bilder und Zahlen, die in den Medien gezeigt werden, würden nur einen kleinen Teil der Wirklichkeit widerspiegeln. Arlette ist deshalb überzeugt, dass noch viel Aufklärungsbedarf da sei. Sie findet, die Angst vor den Menschenmassen, die nach Europa kommen, sei verständlich, weil wir wohl nicht wirklich wüssten, wie damit umgehen. Man solle aber bedenken, dass die Menschen alles hinter sich gelassen und diesen Schritt in eine unbekannte Zukunft gewagt haben, sagt sie. Das Mindeste, was wir machen können, ist, diesen Menschen mit Respekt zu begegnen und zu versuchen, ihnen zu helfen, sich zurechtzufinden. ◊

Layla hat in Damaskus schon studiert. Doch in der Schweiz ist das nichts wert.

Bereit für das, was kommt

Layla ist aus Syrien in die Schweiz geflüchtet. Obwohl sie in ihrer Heimat die Uni besuchte, ist es für sie schwer, in der Schweiz einen Studienplatz zu bekommen.

Stephanie Meier (Text)
Oliver Camenzind (Bild)

Layla Alsaloum wirkt heiter, im Gespräch lacht sie oft und gerne. Nichts erinnert an den Weg, den sie schon hinter sich hat. Immer wieder betont sie, wie sehr sie sich freut, dass sie ihre Geschichte im Namen derer erzählen kann, die dasselbe erlebt haben. Wir drehen die Uhr um sieben Jahre zurück, nach Damaskus, Syrien.

Damaskus im Wandel

In Syrien ist die Studienwahl von den Maturanoten abhängig. Mit sehr guten Noten kann man Medizin, Pharmakologie oder Ingenieurwissenschaften studieren. Je schlechter die Noten, desto weniger Auswahl hat man. Layla hat sich ihren Noten und Interessen entsprechend für Archäologie entschieden.
Als Layla 2011 ihr Archäologiestudium begann, war zwar der Arabische Frühling in den umliegenden Ländern schon im Gange, die Lage in Damaskus war aber noch einigermassen ruhig. «Wir dachten, dass die Syrer genug informiert sind und ihr Land nicht kaputtmachen würden», sagt Layla. Doch im kommenden Jahr veränderte sich vieles. Obwohl der Krieg bald Damaskus erreichte, blieb die Universität offen, die Menschen wollten ihr normales Leben fortsetzen. Dies auch, als die nahegelegene Technische Universität bombardiert wurde und über 200 Personen ihr Leben verloren. Ein Studienkollege Laylas wurde von einer Bombe getroffen, als er im

Auto unterwegs war. Nach und nach kamen weniger Studierende, zu hoch war das Risiko geworden, unterwegs in eine Bombardierung zu geraten. Die Professoren zeigten Verständnis und bestellten die Studierenden nur noch für Prüfungen an die Universität. Es war eine unheimliche Zeit, die Menschen musterten einander mit der Frage im Kopf, wer jetzt für oder gegen das Regime war. Immer mehr Raketen trafen die Stadt. Layla hatte Glück: Ihre Tante war schon vor 30 Jahren in die Schweiz ausgewandert und konnte durch Familiennachzug Layla, ihre Eltern und Geschwister aus der Kriegshölle holen und vor einer gefährlichen Flucht bewahren.

Im November 2014 erreichte Layla die Schweiz, da war sie 22-jährig. «Das Leben hier ist ruhig, die Natur ist sehr schön und das gute Wetter gefällt mir auch.» Eine erstaunliche Aussage, wenn man bedenkt, wie oft Schweizerinnen und Schweizer sich übers Wetter beklagen.

«Ich fühlte mich unwohl, zuhause zu sitzen.»

Der lange Weg zurück ins Studium

Der Einstieg ins neue Leben war trotz Laylas unerschütterlichem Optimismus etwas holprig. Anfangs verbrachte Layla als Asylbewerberin die meiste Zeit zuhause, Deutschkurse waren ihre einzige Abwechslung. «Ich war manchmal etwas enttäuscht von meiner Situation, da ich mich unwohl fühlte, so lange zuhause zu sitzen.» Gleichaltrige waren in ihrem kleinen Dorf schwierig zu finden, deshalb engagierte sie sich beim Roten Kreuz. Dort konnte sie soziale Kontakte zu Einheimischen pflegen und mit ihnen Aktivitäten durchführen. Für Layla ein grosser Schritt. Sie kann die Leute an einer Hand abzählen, die sie aus Syrien kennt und die auch in die Schweiz geflüchtet sind, sie sind aber weit weg von hier. Jeder will sich an seinem Ort engagieren und sein Leben wieder aufbauen, da haben Freunde aus dem eigenen Land nicht Priorität.

Nach zwei Jahren konnte Layla an einem Integrationsprogramm teilnehmen. Dort konnte sie einige Schnupperlehren machen, als Optikerin, Dental- und Pharmaassistentin. Zwar kam sie sich etwas komisch vor, als 24-Jährige unter lauter 15-jährigen Teenies. Die Pharmaassistenz hat ihr aber gut gefallen. Lachend erinnert sie sich: «Der Chef meinte, um die Lehrstelle zu bekommen, müsse ich perfekt Deutsch können. Da dachte ich mir, wenn ich perfekt Deutsch könnte, könnte ich ja auch studieren.»

Damit änderte sie ihre Richtung und begann sich über Schweizer Universitäten zu informieren. Eine Pfarrerin aus ihrem Dorf kannte eine Professorin der Universität Zürich, die Layla empfahl, sich in Bern einzuschreiben, da dort das Archäologiestudium dem in Damaskus ähnlich sei. Layla kam in Kontakt mit einem Professor in Bern, der ihr mit der Einschreibung half. Gleichzeitig meldete sich Layla in Basel an, weil sie dort noch Unterstützung von ihrer letzten Arbeit hatte. Doch an den Schweizer Universitäten wird die syrische Matura nicht anerkannt, deshalb wäre die Zulassung erst nach Bestehen der Ergänzungsprüfungen zur Matura möglich gewesen. Diese umfassen die Fächer Deutsch und Englisch, Mathematik, Geschichte und Recht und eines der naturwissenschaftlichen Fächer.

Soziale Arbeit als Plan B

Ohne Vorbereitungskurs traut sich Layla das nicht zu, da ihre Matura doch einige Jahre zurückliegt und die Prüfungen nicht wirklich vergleichbar sind. Ausserdem hat sie einige Fächer wie Deutsch und europäische Geschichte nie gehabt. Einen Vorbereitungskurs kann sie sich aber nicht leisten, da ihre Familie ohnehin schon von der Sozialhilfe abhängig ist. Zunächst haderte Layla mit ihrer Situation. Sie weiss von drei Studentinnen aus Syrien, die in Basel ihre Doktorarbeit machen. «Sie konnten hier direkt weiterstudieren, weil sie ihr Studium in Syrien abgeschlossen hatten. Aber ich habe trotz drei Jahren Studium nichts, das ist schon hart für mich», meint Layla frustriert. Dann hellt sich ihr Gesicht wieder auf: «Jetzt habe ich einen Plan B.» Denn als Nächstes will sie sich an der ZHAW für ein Studium in Sozialer Arbeit einschreiben. «Ich habe mich jetzt lockerer gemacht und mich mit der Situation abgefunden. Mit Archäologie ist es sowieso schwierig, nach dem Studium Arbeit zu finden.» Soziale Arbeit hat sie von allen Studiengängen am meisten angesprochen, da sie gerne mit Menschen arbeitet. Gerade hat sie ihr siebenmonatiges Vorpraktikum abgeschlossen und büffelt jetzt für das Sprachniveau C2 in Deutsch, die letzte Hürde vor der Zulassung zum Studium. Anders als an den Universitäten wird an den Schweizer Fachhochschulen die syrische Matura anerkannt. Wie sie die Sprachprüfung finanzieren will, weiss Layla noch nicht. Ohnehin glaubt sie erst wirklich an die Zulassung, wenn sie die Bestätigung für ihren Studienplatz in der Hand hält.

«Trotz drei Jahren Studium habe ich nichts.»

Ein neues Leben

Ihre Zukunft sieht Layla eher in der Schweiz als in Syrien: «In den letzten vier Jahren habe ich mir Mühe gegeben, mich an die Kultur hier anzupassen und ein neues Leben zu beginnen.» Vieles hänge davon ab, ob es klappt mit dem Studium hier. Und ob sie ihren zukünftigen Freund oder Ehemann hier trifft. So oder so, Layla ist bereit für das, was kommt. Mit einem Lachen im Gesicht. ◊

Autobombe auf dem Weg zur Uni

Mukhtar hat in Kabul studiert. Angst gehörte dabei zu seinem Studienalltag. Dennoch möchte er in Afghanistan bleiben.

Adelina Gashi

Es ist ein Sommertag im August in Kabul. Mukhtar befindet sich gerade auf dem Weg an die Universität und ist noch fünf Minuten entfernt vom Campus. Er ist ein ambitionierter junger Afghane, der Wirtschaft studiert und Rechnungsprüfer werden möchte. Seit drei Jahren ist er nun an der American University of Afghanistan, die nicht nur ein Ort des Lernens ist, sondern auch Treffpunkt für ihn und seine Studienfreundinnen und -freunde. Es ist vermeintlich ein Uni-Tag wie jeder andere. Plötzlich ertönt ein lauter Knall. Eine Autobombe geht hoch, bewaffnete Männer stürmen den Campus und schiessen mit Automatikwaffen. Rauch, Feuer und panische Menschenmassen, die vom Gelände der Universität zu flüchten versuchen. Über 30 Menschen, darunter Dozierende und Freundinnen und Freunde von Mukhtar, fallen dem Anschlag im Jahr 2016 zum Opfer. «Es fällt mir schwer, über diese Ereignisse zu sprechen, es ist nichts, an das ich gerne zurückdenke», sagt Mukhtar. Es sind Erinnerungen, die ihn noch immer belasten.

Studium in Angst

Kaum vorstellbar für Schweizer Studierende, die das Glück haben, in einem der sichersten Länder der Welt zu leben. Bittere Realität ist dies aber für Mukhtar und Tausende Afghanen und Afghaninnen, die seit Jahren wegen der Gräueltaten und wiederkehrenden Attacken von islamistischen Terrorgruppen in Angst leben müssen. Und ein Leben in Angst bedeutet auch ein Studium in Angst. Der 26-jährige Mukhtar hat letzten Sommer sein Studium in Rechnungswesen abgeschlossen. Der Autobombenanschlag von 2016 ist nicht das einzige Attentat, das auf die Hochschule verübt wurde. Bereits im Jahre 2014 hatten die Taliban die Mitarbeitenden der American University of Afghanistan attackiert. Mehrere Menschen kamen ums Leben.

Drastische Sicherheitsprobleme

Die private Universität wurde 2006, mit Hilfe der ehemaligen First Lady Laura Bush, gegründet. Die amerikanische Entwicklungshilfsorganisation USAID sprach der Universität daraufhin finanzielle Unterstützung in Millionenhöhe zu und ist noch immer Hauptgeldquelle. Im Vergleich zur öffentlichen Universität habe die amerikanische Universität in Kabul höhere akademische Standards, erklärt Mukhtar. Darum hat er sich für das Studium an dieser Hochschule entschieden, um später bessere Jobchancen zu haben. «Die Karrieremöglichkeiten in Afghanistan sind wegen der instabilen politischen und wirtschaftlichen Lage sehr klein, was die hohe Arbeitslosenquote generell, aber auch unter Akademikern und Akademikerinnen, erklärt.» Die Anzahl der Studierenden in Afghanistan hat indes in den vergangenen Jahren zugenommen. «Das Studium an einer öffentlichen Universität ist gratis, da die Regierung die Kosten übernimmt», so Mukhtar. Trotzdem ist das Studium für viele junge Leute ein Luxus. Denn statt zu studieren, könnten sie ja arbeiten und Geld für sich und ihre Familie verdienen. Weitaus drastischer seien aber das Sicherheitsproblem und die ungenügenden akademischen Standards an den öffentlichen Hochschulen: «Unglücklicherweise ist die afghanische Regierung nicht in der Lage, dafür zu sorgen, dass die mangelhaften Zustände an den öffentlichen Universitäten verbessert werden. Das Curriculum sollte von Grund auf erneuert werden, um den internationalen Standards gerecht werden zu können. Aber die aktuellen Apparate stammen noch aus den 1980er Jahren und sind überholt.»

Privatuni im Vorteil

Die öffentliche Universität von Kabul ist mittlerweile 86 Jahre alt und zählt circa 25'000 Studierende, davon 40 Prozent Frauen. Eine Umfrage der grössten unabhängigen Nachrichtenagentur Afghanistans hat in diesem Jahr aber ergeben, dass bloss ein Bruchteil davon tatsächlich den Abschluss macht. Grund dafür seien die zunehmende Unzufriedenheit mit den veralteten Lehrmethoden und die Hoffnungslosigkeit, was die Karrieremöglichkeiten nach dem Abschluss angeht.

Die American University of Afghanistan ist die erste private Universität in Kabul gewesen. Im Gegensatz zur öffentlichen Uni geniesst sie einen guten Ruf. Dies sei auch dem qualifizierten, meist amerikanischen Lehrpersonal zu verdanken und den moderneren Standards, sagt Mukhtar. Diesen

Eindruck vermittelt auch die Uni selbst. Auf ihrer Website zitiert sie einen Studenten, der meint: «An der American University of Afghanistan studieren zu können, ist ein wahr gewordener Traum.» Ein Traum und somit auch ein Privileg. Trotz der finanziellen Unterstützung aus den USA steht die private Hochschule nämlich vor allem jenen offen, die sie sich leisten können. Ein Studienjahr, inklusive Studiengebühr, Unterkunft und Verpflegung, kostet 17'000 US-Dollar. Das ist viel Geld in einem Land, in dem man im Monat durchschnittlich etwa 44 Euro verdient. Die Universität vergibt zwar Stipendien, für die man aber Zulassungskriterien, wie etwa einen bestimmten Notenschnitt, erfüllen muss.

«Ich möchte kein Geflüchteter sein.»

Träume werden Wirklichkeit

Mukhtar ist fest entschlossen, seine Karriere voranzutreiben: «Ich träumte schon als Kind davon, eines Tages Geschäftspartner eines grossen Unternehmens zu werden, und halte noch immer an diesem beruflichen Ziel fest.» Deswegen hat er die hohen Studienkosten auf sich genommen, um seinen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Mittlerweile ist er zertifizierter Wirtschaftsprüfer. Nachdem er mehrere Jahre für das internationale Unternehmen Deloitte gearbeitet hat, ist er heute als Finanzberater für die Asia Foundation tätig.

Unabhängigkeit über Sicherheit

Obwohl es viele afghanische Studierende ins Ausland zieht, sei das für ihn momentan keine Option, sagt Mukhtar. Die meisten erhoffen sich vom Abwandern in ein anderes Land bessere Arbeit und ein Leben in Frieden und Sicherheit. Es ist für die Menschen ein Weg aus der Perspektivlosigkeit und Angst. Für Mukhtar kommt dieser Weg aber nicht in Frage: «Ich fühle mich meiner Heimat verpflichtet. Ich will einen Beitrag zu einer besseren Zukunft in Afghanistan leisten.» Ein weiterer Grund sei für ihn auch sein Wunsch nach Unabhängigkeit: «Ich möchte nicht als Geflüchteter in ein Land gehen. Ich möchte von keinem anderen Staat abhängig sein.» Ganz ausschliessen will er ein Leben im Ausland dennoch nicht. Würde man Mukhtar einen Job als Wirtschaftsprüfer in einer ausländischen Firma anbieten, mit dem er selbst sein Leben bestreiten könnte, würde er es sich durchaus überlegen, auszuwandern. Für ein Leben in Sicherheit ohne die Angst vor Bombenanschlägen. ◊

Die American University in Kabul, wo Mukhtar studiert hat.

Von Grün umgeben: das Institut für Pflanzen- und Mikrobiologie.

Die grösste Samenbank der Schweiz

Ein Besuch im Botanischen Garten der Uni Zürich lohnt sich auch für jene, die sich nicht für Blumen interessieren. Eine Reportage.

Moritz Burrichter und Stephanie Meier (Text)

Maximilian Lederer (Bilder)

Zwischen dem Hegibachplatz und der Blinden Kuh befindet sich in der ehemaligen Parkanlage der Villa Schönau seit den späten 1970ern der Botanische Garten von Zürich. Weshalb in einem Garten ein Gebäude aus Sichtbeton steht und warum ihr euch die 29 Franken für den Saunabesuch in der Badi Enge schenken könnt.

Lateinische Bio-Witze

Wäre die Haltestelle der Buslinie 33 nicht mit «Botanischer Garten» betitelt – man würde weiterfahren. Ein schmaler Fussweg führt von der linken, eine kleine Strasse von der rechten Seite hinauf zum Botanischen Garten. Kaum betritt man die Parkanlage, fallen die zahllosen Täfelchen vor beinahe jeder Pflanze auf. Unweigerlich fühlt man sich etwas unangenehm an die Lateinstunden erinnert, ist doch auf jeder die wissenschaftliche Bezeichnung des ent-

sprechenden Gewächses aufgeführt. Ein beliebtes Beispiel ist die Teufelszunge, lateinisch Amorphophallus – da hat sich ein Wissenschaftler bei der Namensgebung wohl einen Scherz erlaubt.

Graues Institut im bunten Ambiente

Eingetaucht in die botanische Herrlichkeit, wird das Auge der Besuchenden unsanft durch in Beton gegossenen 1970er-Jahre-Schick eingenommen. Ein Kontrast zur prächtigen Pflanzenwelt, den man mögen muss. Darin enthalten sind das Institut für Systematische und Evolutionäre Botanik sowie das Institut für Pflanzen- und Mikrobiologie der Universität Zürich. Pflanzenvielfalt, Interaktionen der Bestäuber mit Pflanzen und Abwehr der Pflanzen gegen Pathogene sind nur wenige der Gebiete, die in diesen Instituten erforscht werden. Aber nicht nur eine grosse Forschungsstätte befindet sich im Botanischen Garten, auch eine von schweizweit nur zwei Samenbanken und ein Museum mit zehntausenden botanischen Objekten, das von globaler kultureller Bedeutung ist, sind auf dem Gelände zu finden. Wohl am erstaunlichsten sind die Herbarien, die von der Universität und der ETH Zürich zusammengelegt wurden. Mit fast 3.8 Millionen Pflanzen- und Pilzbelegen gehören sie zu den grössten Herbarien der Welt. Auch eine kleine Bibliothek inmitten des Grüns samt einer ebenso winzigen Mensa gibt es hier. Verglichen mit anderen Unistandorten sind Auswahl und Portionengrösse klein, dafür fällt das lange Anstehen weg. Ausserdem lassen sich auf der Terrasse neben Gewächsen auch rüstige Seniorengruppen beim Kaffeeschlürfen beobachten.

Der Botanische Garten ist das geheime Paradies der Universität Zürich.

Ein Garten, der wandert

Der erste botanische Garten, der einer Universität gehörte, wurde 1543 in Pisa gegründet. In erster Linie sollten Pflanzen für wissenschaftliche Zwecke kultiviert werden, doch auch der Bevölkerung standen die botanischen Gärten offen. Durch den Kolonialismus wurde der Import von exotischen Pflanzen begünstigt, jedoch spielten auch regionale Pflanzen schon immer eine wichtige Rolle. Schliesslich geht es um die Vielfalt, die auch heute noch in Hülle und Fülle vorhanden ist. Auch die Universität Zürich ist seit ihrer Gründung 1833 im Besitz eines botanischen Gartens. Der Erste befand sich in Wiedikon und der Zweite ab 1837 am Schanzengraben. Erst in den 1970ern entstand der neue Botanische Garten – die Architektur zeugt davon.

Über Mittag in den Süden

Wer trotz schmalem Portemonnaie ein Freizeiterlebnis der besonderen Art sucht, ist in den Tropenhallen genau richtig. Hierbei handelt es sich quasi um das kleine Geschwister der Masoalahalle des Zürcher Zoos – einfach ohne Tiere. Neben warmer Luft und dem kostenlosen Sommerfeeling wird in anschaulicher und informativer Weise durch die Vegetation der Tropen- und Savannenlandschaft geführt. Um den Botanischen Garten zu schätzen, bedarf es aber nicht zwangsläufig einer besonderen Affinität zur Botanik. So lädt die grosszügige Parkanlage zum Verweilen ein, und auch ein Rendezvous wird ganz ohne hippes Café zum einmaligen Erlebnis. ◊

Es ist nicht alles Müll, was in den Containern der Lebensmittelläden landet.

Essen aus dem Abfall

Die Grossverteiler entsorgen jährlich Millionen Tonnen Essen. Andere holen es wieder aus dem Container.

Marco Jeanmaire (Text)

André Krysl (Bild)

Um kulinarische Leckerbissen hinzuzaubern, fehlen Ende Monat vielen die finanziellen Mittel. Dabei wird in unserer Gesellschaft nicht gerade so mit Lebensmitteln umgegangen, wie es sich für wertvolle Waren gehört. Ein Drittel aller Nahrungsmittel landet nämlich im Müll, über eine Million Tonnen davon allein in Schweizer Haushalten. Manchen Menschen erscheint es daher naheliegend, sich aus diesen Tonnen zu ernähren.

Containern: Was ist das?

Containerer warten abends, bis Grossverteiler ihre Türen schliessen und ihre Mulden füllen. Wenn das Personal das Lokal verlassen hat, machen sie sich mit einem Rucksack und einer Stirnlampe auf die Suche nach diesen Containern, die in Innenhöfen oder bei den Laderampen stehen. Oft sind sie sogar eingezäunt. Doch meist sind diese Zäune einfach zu überwinden. Et voilà: Was noch essbar aussieht, wird eingepackt.

Dem Grossteil der Container-Szene liegt Foodsaving am Herzen. Ihre Motivation ist weniger, sich auf Kosten Anderer zu ernähren, als Weggeworfenes zu retten. Viele versichern auch, nur mitzunehmen, was tatsächlich verwertet wird.

Essbares wird entsorgt

Containern funktioniert, weil viel Ware durchaus noch essbar ist. Vor dem Ablaufdatum steht jeweils «mindestens haltbar», und genau dieses «mindestens» ist ausschlaggebend. Konsumieren kann man die Sachen teilweise auch noch Tage später. Doch Lebensmittelgeschäfte gehen ein Risiko ein, wenn sie diese Ablaufdaten nicht einhalten. Deshalb dürfen nicht einmal Mitarbeitende Güter mit nach Hause nehmen. In der Migros, so heisst es, würden die Nahrungsmittel kurz vor ihrer Entsorgung immer noch 25 Prozent des Originalpreises kosten. Und wenn sie danach noch im Regal stehen, werden sie entsorgt. Andere Supermärkte drohen ihren Mitarbeitenden sogar mit der Kündigung, wenn sie Ware mitnehmen.

Rechtliche Grauzone

Ein Risiko gehen aber nicht nur Grossverteiler ein, wenn sie abgelaufene Ware verkaufen, sondern auch jene, die sich diese Waren aus dem Container holen. Denn Containern ist illegal. Und weil Supermärkte ihre Ware lieber verkaufen, als sie stehlen zu lassen, stellen sie zum Teil sogar Sicherheitsfirmen an, um das Containern zu verhindern. Es werden also keine Mühen gescheut, um sicherzustellen, dass entsorgtes Essen nicht doch noch gegessen werden könnte. Neuere Filialen reservieren für die Container gleich einen Platz im Gebäude.

Während manche Läden darauf beharren, dass aus den ungeniessbaren Lebensmitteln Biogas hergestellt wird, oder das Geniessbare an Hilfsorganisationen wie «Tischlein deck dich» spenden, landet bei Discounterläden alles in den Containern. Auch dann, wenn nur die Verpackung eines Multipacks beschädigt ist und das Produkt selber noch verpackt ist.

Andere Möglichkeiten

Natürlich gibt es auch legale Wege, sich gegen Foodwaste einzusetzen. Da wäre zum Beispiel Foodsharing Schweiz: Diese Organisation vermittelt Restaurants und Take-Away-Stände an ihre Mitglieder weiter, wenn sie nach Ladenschluss noch Essen übrig haben. Wer sich zu einer solchen Abholung verpflichtet, muss allerdings damit rechnen, nachher den ganzen Kühlschrank mit ein- und demselben Produkt gefüllt zu haben. Allerdings gehört es zum Prinzip von Foodsharing, überschüssige Lebensmittel wieder weiterzugeben. Die Nachbarschaft wird sich freuen. ◊

UZH
Bibliothek der Zukunft!
Die doppelten Bücher haben wir ausgeschieden. Das fördert auch die Zusammenarbeit.

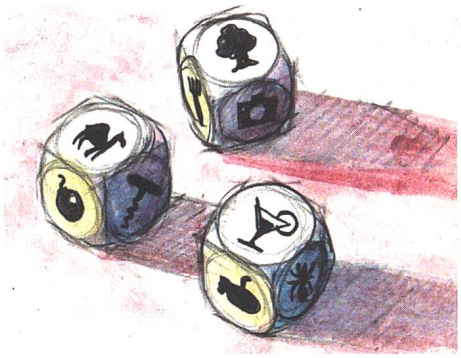
Clean Cuts — Nennt mich einen Macho. Aber das Highlight meines Morgens ist nicht etwa der Espresso, sondern die Zeit im Badezimmer. Denn dort rühre ich mit dem Pinsel im Seifentöpfchen wie Grossvater einst in der Polenta. Und wie alles, was gut werden soll, braucht auch der Rasierschaum seine Zeit. Die Seife will mit Dachshaar gestreichelt und mit warmem Wasser umschmeichelt sein, bevor sie sich in den perfekten Rasierschaum verwandelt und perlmuttern zu glitzern beginnt. Da ist auch wieder der Duft nach nassem Holz. Das ist genau die Art von Frische, die mein verschlafenes Gesicht braucht.

Doch der richtige Spass kommt erst noch: Mit Rasierschaum lässt sich nämlich die ganze Topographie um Wangen, Kinn und Hals in eine Winterlandschaft verwandeln. Wenn ich morgens zu spät an die Uni komme, ist das der Grund: Ich könnte den ganzen Tag damit verbringen, meinen Mund mit Neuschnee zu umgeben und feine Hügelchen auf meinen Backen entstehen zu lassen. Der Rasierpinsel ist ein richtiger Zauberstab in meinen Händen.

Ich gebe es zu: Kaum jemand in meinem Bekanntenkreis braucht morgens so lange im Bad. Aber so glücklich wie ich entsteigen auch nur die Wenigsten der dampfgesättigten Luft. Denn eine scharfe Rasur gibt einfach ein gutes Gefühl. Genau wie eine perfekte Polenta. Und das braucht Zeit und Savoir-faire – keine elektrischen Fummelgeräte, die surren wie Stabmixer.

Oliver Camenzind

Genug gehasst: Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.



Würfelgedichte

«Ihr wacht schweissgebadet im Bett auf, den Rücken kerzengerade, Gänsehaut über den ganzen Körper hinweg. Ihr hattet einen Albtraum. Wovon habt ihr geträumt?», fragt der Moderator. Keine Antwort. Stille im Saal. Stattdessen wird gewürfelt. Das Kullern fünfer Würfel ist das einzige Geräusch im Cabaret Voltaire. Die Würfel kommen zum Erliegen, zeigen fünf Symbole: Ein Hufeisen. Eine Schallplatte. Eine Billardkugel. Einen Salzstreuer. Einen Apfel. Ab dem Moment, da diese fünf Symbole zu liegen kommen, läuft die Uhr: Drei Minuten stehen zur Verfügung, um aus ihnen eine Geschichte zu basteln – nämlich die Geschichte, welcher Albtraum einen tiefnachts heimgesucht hat.

«Icon Poet» nennt sich das Gesellschaftsspiel, das die Brüder Andreas, Lukas und Ueli Frei vor rund fünf Jahren entwickelt haben. Inzwischen ist «Icon Poet» derart populär, dass sich Menschen in der Öffentlichkeit – etwa im Cabaret Voltaire – treffen, um es gemeinsam zu spielen. Der Modus ist einfach: Vier «Icon Poet»-Profis sitzen um einen Tisch, von wo aus sie das Kullern der Wüfel beäugen, um dann aus den sich daraus ergebenden Symbolen unter Hochdruck Texte zu schreiben. Danach tragen sie ihre Geschichtsvorschläge dem Publikum vor. Dieses entscheidet per Applaus, wessen Geschichte am meisten überzeugt hat. Gespielt werden sieben Runden. Analog zu den «Slam Poetry»-Wettbewerben erhält die Gewinnerin oder der Gewinner eine Flasche Schnaps.

Auch das Publikum ist angehalten, mitzudichten. Denn sollte den Profis einmal nichts einfallen, muss jemand aus dem Publikum einspringen. Freilich steht dieser Joker jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer nur einmal zur Verfügung. «Oft bleibt darum nur die Flucht nach vorne», sagt Suzanne Zahnd, Schriftstellerin und Journalistin, die mehrmals pro Jahr an «Icon Poet»-Veranstaltungen teilnimmt. «Icon Poetry» sei unberechenbar: «Es gibt Abende, da sprudeln die Ideen nur so. An anderen musst du kämpfen.»

Menschen kommunizieren immer mehr mit Bildern. Keine SMS, an deren Ende nicht ein lustiges Emoji stünde. «Icon Poet» geht den umgekehrten Weg: Aus Bildsymbolen werden Worte. Und aus den Worten Geschichten. Das ist faszinierend und die Freude am Erzählen, die die Künstlerinnen und Künstler an den Tag legen, ansteckend. Darum hingehen, wenn es das nächste Mal heisst: «Alea iacta est.» [her]

Der Vodka-Martini unter den Festivals

Wenn Reisende in die Schweiz kommen, wollen sie immer alle nach Luzern, das sie mit gutem Grund für den Inbegriff der Schweiz halten. Schliesslich ist Luzern winzig und wunderschön, mit Altstadt, Alpen und See und überhaupt allem, was dazugehört. Und schliesslich ist in Luzern auch nie irgendetwas los – genau wie es sich für eine Urschweizer Idylle gehört. Dass allerdings die meisten Touristinnen und Touristen bloss Klischees nachreisen, ist bekannt. So ist es natürlich auch nicht ganz wahr, dass in Luzern nichts los sei – wenigstens nicht während einer Woche im Juli. Seit mehr als 20 Jahren findet nämlich jeweils im Hochsommer das Blue Balls Festival statt.

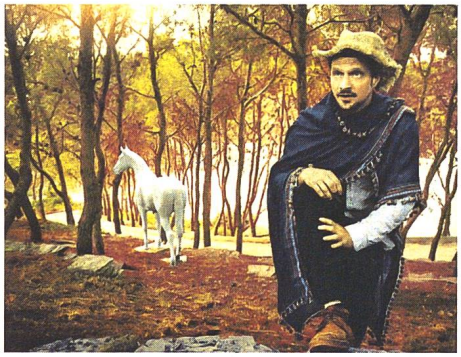
In Luzern haben sie es sich zur Tugend gemacht, ihr Städtchen in der Zentralschweiz mit einer handverlesenen Auswahl an Bands regelmässig vor dem endgültigen Absturz ins Sommerloch zu bewahren. Denn das Blue Balls ist kein Festival zum Abstürzen. Es kommt im Gegenteil sogar ziemlich elegant daher. So finden denn auch die Konzerte nicht irgendwo auf einer Waldbühne statt, sondern in einem der Säle im KKL oder im Fünf-Sterne-Hotel Schweizerhof. Wären Festivals Getränke, das Blue Balls wäre der Vodka-Martini auf der Karte.

Und so ist auch das diesjährige Programm sehr vielversprechend. Es reicht von souligen Frauenstimmen über Singer-Songwriter-Gitarren bis hin zu rauhem Lo-Fi-Rock, wobei vor allem Fans letzterer Kategorie auf ihre Kosten kommen dürften. Nebst dem altbewährten Black Rebel Motorcycle Club werden auch die zwei Kanadier von Black Pistol Fire ihren Kanonensound losdonnern lassen. Obendrauf werden Black Box Revelation ihren Teil beitragen und jeden noch so grossen Hunger nach Schwärze stillen.

Ein Geheimtipp ist allerdings der texanische Gitarrenvirtuose Gary Clark Junior. Dieser hat zwar schon mit Grössen wie den Rolling Stones, B.B. King oder ZZ Top gespielt, doch in der jüngeren Blues-Generation hat er sich noch nicht vollständig durchsetzen können. Viel berühmter und erfolgreicher sind da die Kollegen von den Black Keys oder Pseudo-Blues-Übervater Jack White. Daher ist Gary Clark Jr. eine Entdeckung. Denn die klassische Blues-Schule, die er durchlaufen hat, hinterlässt auch in seinen neueren Kompositionen ihre Spuren. Seine Songs sind musikalisch ausgefeilter als die der Konkurrenz, was aber bei Weitem nicht bedeutet, dass Gary Clark Jr. und seine Band weniger energetisch daherkommen würden. Viel eher ist es der Vielfalt seiner Stücke zu verdanken, dass bei ihm nicht das Gefühl aufkommt, nach einer Platte gleich alle anderen auch schon zu kennen. Und Konzerte versprechen mehr zu werden als eine einstündige Variation des gleichen Riffs.

Das Blue Balls verspricht, Rock nach Luzern zu bringen. Doch auch für anders Interessierte gibt es rund um das Seebecken etwas zu erleben. Auf der Terrasse des KKL etwa ist eine Fotoausstellung zu sehen. Kuratiert wird diese von Leonn Ward, die auch das Foto auf dem Festivalplakat geschossen hat. Daneben sind entlang der Seepromenade Street-Art-Werke von einer ganzen Reihe von Künstlerinnen und Künstlern zu sehen. Auf diese Weise kommt wenigstens ein bisschen Festivalstimmung auf – auch ohne Zeltplatz und Gummistiefel. Wer selber ins Sommerloch zu fallen droht, sollte einen Ausflug nach Luzern jedenfalls in Betracht ziehen. [cam]

Das Blue Balls Festival findet vom 20. bis zum 28. Juli statt. Tickets gibt es unter blueballs.ch
Für das Konzert von Gary Clark Junior am 22. Juli verlost die ZS zwei Tickets. Teilnahmen sind online oder per E-Mail möglich: redaktion@medienverein.ch.



DJ Klangwundertüte

Anfang der 1990er Jahre war Stefan Kozalla aka DJ Koze zunächst als Rapper und DJ bei verschiedenen Hip-Hop-Gruppen unterwegs. Parallel dazu beschäftigte er sich fleissig mit der elektronischen Musik und produzierte vor allem Remixes. Heute allerdings ist DJ Koze nicht mehr aus der elektronischen Szene wegzudenken. Am 4. Mai bringt er nun nach fünf Jahren sein neues, lang erwartetes Album «Knock Knock» heraus. Die Erwartungen sind dementsprechend gross.

Doch wer eintönige elektronische Beats erwartet, wird enttäuscht werden. Denn obwohl Koze oder Kosi, wie er von seinen Fans liebevoll genannt wird, seit 20 Jahren als DJ und Produzent unterwegs ist, steckten seine Tracks bisher immer voller musikalischer Überraschungen und wurden nie konventionell. Auch das neue Album macht da keine Ausnahme.

Stück für Stück, mit warmen Klängen und verträumten elektronischen Beats lädt Kozalla das Publikum ein, in seine Welt einzutauchen. Der einleitende Song «Club der Ewigkeiten» bildet mit seinem gemütlichen Tempo, Soul- und Jazz-Harmonien den perfekten Vorspann. Das neue Album beeindruckt auch mit zahlreichen Kollaborationen, die noch mehr zum wilden Genre-Mix beitragen. Bon Iver, Sophia Kennedy und Eddie Fummler sind nur einige der grossen Namen, die auf dem Album anzutreffen sind. Doch trotz zahlreicher Einflüsse bleibt der Fingerabdruck von Koze unverwechselbar.

Mal ist das Tempo schneller und lädt zum Tanzen ein. Doch plötzlich wird es langamer und lädt zum Träumen ein. Ob Disco, Soul, Ambient, R&B, Hip-Hop oder Indie-Rock – es scheint, als existierten für DJ Koze keine Genre-Grenzen. Gekonnt spielt er mit Melodien, vermischt Gesang mit pumpenden Beats und entführt die Hörerinnen und Hörer in unerwartete Richtungen.

Eines steht auf alle Fälle fest: «Knock Knock» von DJ Koze hat es definitiv in sich. Seine Musik macht Lust auf warme Sommerabende, wilde Partynächte oder einfach nur auf ein entspanntes Dinner mit Freundinnen und Freunden. Vielseitig und bunt, elektrisierend und poppig. Das Album «Knock Knock» mit seinen 16 Tracks ist unglaublich vielseitig: einfach eine Klangwundertüte! [gan]

Das Album «Knock Knock» von DJ Koze ist am 5. Mai 2018 bei Pampa Records erschienen.

Veloweltstadt Oerlikon

Am 8. Mai läuft auf der Offenen Rennbahn die Velosaison an. Die Wettkämpfe sind Kult, die Bahn selbst ist legendär.

Stephanie Caminada (Text) und Peter Mettler (Bilder)

Ein Gang, keine Bremse, hauchdünne Schlauchreifen, Klickpedale, eine stark gebeugte, doch grazile Haltung – die Rennfahrer in den enganliegenden Radlerhosen und ihre Velos scheinen unzertrennbar zusammenzugehören. Das Kreisen auf der Rennbahn hat für Zuschauer etwas Meditatives. Hugo Koblet, der Pédaleur de charme und neben Ferdy Kübler der einzige Schweizer, der die Tour de France gewann, der zehnfache Weltmeister Urs Freuler, Bruno Risi, Franco Marvulli – sie alle wurden auf dem Oerliker Oval gross. Mit ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen ist die Velorennbahn in Oerlikon die älteste noch betriebene Sommersportanlage und die letzte offene Radrennbahn der Schweiz, weshalb ihr auch eine besondere kulturhistorische Bedeutung zukommt.

Oerliker Zement

Ende des 19. Jahrhunderts bricht eine Radsporteuphorie aus, das Velofahren ist en vogue, Velorennen werden zu Massenspektakeln auf der ganzen Welt. Befand sich die erste Zürcher Radrennbahn von 1892 bis 1912 noch auf der Hardau beim Albisriederplatz, baute man schon bald eine neue Bahn, die nach einer Bauzeit von rekordverdächtigen fünf Monaten im August 1912 fertiggestellt wurde. Die weitläufigen Gemüsefelder von Oerlikon wichen einem neuen, aufstrebenden Radsportzentrum. Nach regen Besitzerwechseln ist die Bahn seit 1951 im Besitz der Stadt Zürich, den Rennbahnbetrieb hat 2003 die Interessengemeinschaft Offene Rennbahn (IGOR) unter der Leitung von Alois Iten übernommen. Dieser war selbst Rennfahrer. In welchem Jahr er sein allererstes Rennen bestritten hat? Er lacht – 1959 war das. Aufgehört hat er wegen der Arbeit. Iten besitzt seit 50 Jahren eine Werkstatt gleich neben der Bahn, die er liebevoll seine «Baracke» nennt. Unzählige Rennfahrer, Amateure und Gümmeler haben ihm ihr Velo anvertraut. Wisel, wie er unter Rennbahnfreunden genannt wird, ist eine Legende in der Radsportgesellschaft, als Deutschschweizer Nachwuchstrainer, als Mechaniker, als Fahrer, als Glücksfall für die Offene Rennbahn Oerlikon und ihren Erhalt.

Wisel, wie ihn seine Freunde nennen, ist eine Legende in der Radsportgesellschaft.

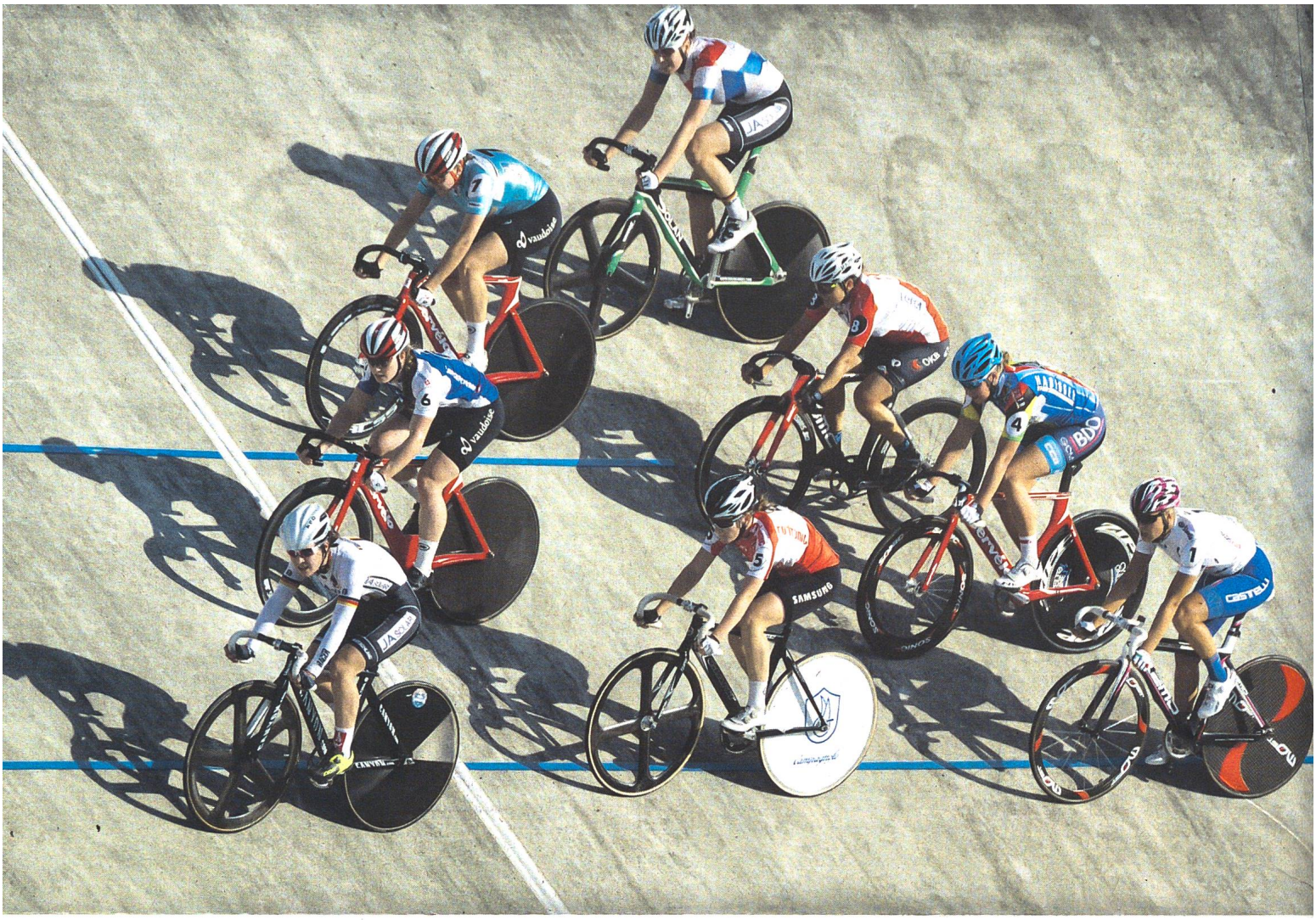
«Schönste Anlage der Welt»

Dies versprach das Inserat zum Eröffnungsrennen am 25. August 1912 im Tagblatt der Stadt Zürich. Das Oval ist an sich schon bemerkenswert. Europas seinerzeit schnellste Rennbahn misst genau 333,333 Meter, besonders eindrücklich sind die Steilkurven mit einer Neigung von 44,5 Grad. Als weltweit erste Spannbetonkonstruktion galt die Radrennbahn als Pionierleistung der Ingenieurbaukunst und war für damalige Verhältnisse ein architektonisches Meisterwerk.

Von Einzelrennen über Massenstarts bis zu Verfolgungsrennen, Punkte- und Zeitfahren werden alle Disziplinen auf der Rennbahn ausgetragen. Sie haben so klingende Namen wie Australienne, Keirin, italienische Jagdrennen, Madison, Scratch und Sprint. Grosser Beliebtheit erfreut sich das Steherrennen, die schnellste Bahndisziplin – Durchschnittsgeschwindigkeit 70 –80 km/h –, bei der die Fahrer, wie moderne Gladiatoren, im Windschatten eines motorisierten Schrittmachers in die Pedale treten. Ein weiterer Publikumsmagnet ist jede Saison auch das «Indianapolis», ein Renntag kombiniert mit der Präsentation und Demonstrationsfahrten historischer Rennautos und

electric

3
OFFENE RENNBAHN OERLIKON
1
OFFENE RENNBAHN OERLIKON
GENETIX



Rennmotorräder. «Etwas vom Schönsten, das ich erlebt habe, war die Weltmeisterschaft von 1983», schwärmt Iten. Vor den Eingangsgittern stand eine Tafel, alle Plätze seien ausverkauft, die Stimmung war unvergleichlich. Seit 1923 wurden nicht weniger als acht Weltmeisterschaften auf der Bahn ausgetragen. Von Anfang an genoss die Rennbahn einen internationalen Ruf, gehörte zu den prominentesten Bahnrennsport-Metropolen und wurde im selben Atemzug genannt wie die Rennbahnen von Chicago, Paris oder Berlin. Zog sie damals die weltbesten Rennfahrer und Zehntausende von Zuschauern an, so starten auch heute noch weltweit gefeierte Namen in Oerlikon. Und zwar vor allem, um der geschichtsträchtigen Bahn ihren Respekt zu erweisen, denn das Preisgeld ist bescheiden.

Trotz den klaffenden Lücken, die sich in den Zuschauerreihen bemerkbar machen, herrscht auf der Bahn eine besondere Atmosphäre. Hier ist das Leben noch analog, die Zeit ist stehen geblieben. Die Punktetafeln an der grossen Anzeige über der Nordtribüne werden noch von Hand umgelegt. Nicht nur Radsportenthusiasten finden ihren Weg ins Oerliker Oval. «Viele Leute assoziieren die Bahn mit einer glücklichen Ära in Zürich», meint Iten. Die Offene Rennbahn trumpft mit Bodenständigkeit auf, schon früher ein Treffpunkt für Arbeiter, verbindet sie auch heute noch Geselliges mit dem Sportlichen. Dem Lokalmatador kann man nach dem Rennen die Hand schütteln, und das Feierabendbier zu einer Bratwurst gehört schon lange zur Tradition eines Rennbahnbesuchs.

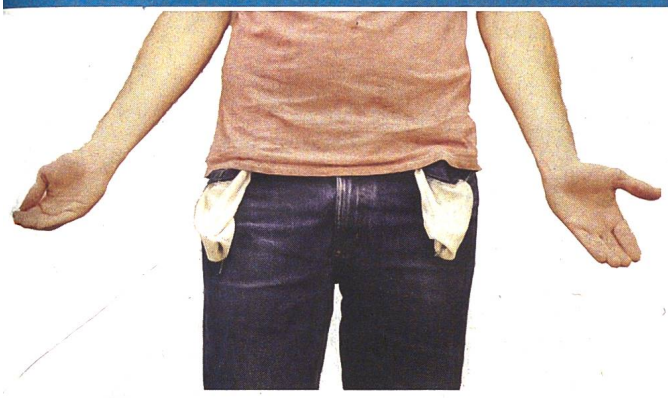
Ohne Ende

Die Zukunft der Bahn ist ungewiss. Schon mehrere Male konnte sich das Rennoval vor Abbruchvorhaben und der Versenkung retten. Vorerst ist die Rennbahn aber für die nächsten zehn Jahre gesichert, die Stadt investiert rund 5 Millionen Franken, um sie 2019 zu sanieren. So solide wie der Beton des Ovals ist der Wille der IGOR, die Bahn zu erhalten. Höchste Zeit, den Velozipedisten einmal zuzujubeln. ◊

erlässlich, menschlich, kompetent.

ir suchen Kolleginnen und Kollegen, die zu uns assen. Unsere spannenden Teilzeitstellen nden Sie unter **www.securijob.ch**.

SECURITAS



Wir sind jung und brauchen das Geld!
Jetzt Solidarität zeigen und spenden:

Zürcher Studierendenzeitung, Rämistrasse 62, 8001 Zureich
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Wo ist das Leben?

Auftrags-Killerin bzw. Korrektorin ;-)

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.

Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch,
079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
(Studentin an der Uni Zürich,
Lektorin der ZS)

Machen Sie auf sich aufmerksam!

Mit einer Anzeige in der Zürcher Studierendenzeitung

Die «ZS – Zürcher Studierendenzeitung» ist die Zeitung für den ganzen Hochschulraum Zürich (ETH und Universität Zürich). Sie wird sechsmal jährlich an alle Studierenden persönlich adressiert direkt nach Hause versandt und zusätzlich auf dem Campus verteilt.

Wir senken die Anzeigenpreise:
–40% ab dem 1. Mai 2018

Weitere Informationen auf unserer Webseite: zs-online.ch
Ihre Ansprechpartnerin bei Stämpfli: Therese Herren
Anzeigenleiterin, Tel. +41 31 767 83 30, therese.herren@staempfli.com

Die ZS ist auch online!

Finde uns unter zs-online.ch
oder folge uns auf

- Zürcher Studierendenzeitung
- @zsonline
- @zs_redaktion